Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

C. N. v. Osiander und G. Schwab.

Hundert fünf u. siebenzigstes Bdchn.

Seneca's Werke XVI.

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

C. N. v. Osiander, Prälaten zu Ulm,

und

G. Schwab, Ober-Consistorial- und Studienrath zu Stuttgart.

Hundert fünf und siebenzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1851.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen

Werke.

Fünfte Abtheilung.

Uebersetzt

von

Dr. A. Haakh in Stuttgart.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1852.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen
Werke.

Sechszehntes Bändchen.

Briefe,

übersetzt

von

Dr. A. Haakh in Stuttgart.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1851.

Vierundneunzigster Brief.*)

Beweisführung gegen den Stoiker Aristo, daß die besondere, Vorschriften ertheilende Sittenlehre keineswegs zu verwerfen sei.

Denjenigen Theil der Philosophie, welcher für jedes Lebensverhältniß besondere Vorschriften gibt, und nicht im Allgemeinen den Menschen bildet, sondern dem Gatten räth, wie er sich gegen seine Frau benehmen, dem Vater, wie er seine Kinder erziehen, dem Herrn, wie er seine Sclaven regieren soll, haben Einige ausschließend zu ihrem Stoffe gewählt, und die übrigen Theile, als würden sie über die Grenzen unseres Bedürfnisses hinausschweifen, bei Seite gelassen;

*) Da der verewigte Uebersetzer der bisher erschienenen Bändchen von Seneca's Briefen, Professor v. Pauly, noch bei Lebzeiten durch mehrfache andere Aufgaben an der Vollendung der Arbeit verhindert, den Unterzeichneten aufforderte, den Rest der Uebersetzung zu liefern, so entsprach derselbe, im Einverständnisse der Redaction, diesem Antrage, und veröffentlicht nun seine Arbeit mit dem Wunsche, daß dieselbe hinter der seines Vorgängers nicht allzusehr zurückstehend erfunden werden möchte. — Den Text betreffend, so folgte der Uebersetzer der inzwischen erschienenen Fickert'schen Ausgabe (Lips. 1842), und suchte die wenigen Abweichungen, die er sich von derselben erlaubte, durch kurze Anmerkungen unter dem Texte zu rechtfertigen. Dr. A. Haakh.

als ob man über einzelne Theile Vorschriften geben könnte, ohne zuvor die Summe des ganzen Lebens erfaßt zu haben. Dagegen hält der Stoiker Aristo diesen Theil für unwichtig, und meint, er dringe nicht in das Innere ein. „Für eben den Theil," sagt er, „welcher die besonderen Vorschriften enthalte, seien die Lehrsätze der Philosophie selbst und sei die Aufstellung des höchsten Gutes von der größten Wichtigkeit; wer diese wohl begriffen und gelernt, der hat sich selbst vorgeschrieben, was er in jedem Falle zu thun habe. Wie einer, der nach einem Ziele werfen lernt, eine bestimmte Stelle sich ersieht und seine Hand geschickt macht, dem Geschoß die Richtung zu geben, nachdem er diese Fähigkeit durch Anweisung und Uebung erlangt hat, dieselbe gebraucht, um zu werfen, wohin er will (denn er lernte nicht nur dieses oder jenes Ziel treffen, sondern welches er sich vorgesetzt): auf gleiche Weise bedarf Der, welcher für das ganze Leben sich unterrichtet hat, nicht im Einzelnen erinnert zu werden, da er bereits im Ganzen belehrt ist. Denn nicht davon handelt es sich, wie er mit der Frau oder mit dem Sohne lebe, sondern wie er gut lebe, und hierin ist auch mitbegriffen, wie er mit der Frau und mit den Kindern zu leben habe. Kleanthes hält zwar auch diesen Theil für nützlich, aber für haltlos, wenn er nicht aus dem Allgemeinen hervorgeht, und nicht auf die Erkenntniß der Lehrsätze und Hauptstücke der Philosophie selbst gebaut ist.

Es handelt sich also bei diesem Theile der Philosophie um die zweifache Frage: ob er nützlich oder unnütz sey? und ob er allein im Stande sey, einen Menschen tugendhaft zu machen? das heißt, ob er überflüssig sey, oder alle andern überflüssig mache? Wer diesen Theil für überflüssig angesehen wissen will, sagt also: wenn Etwas vor den Augen steht und das Sehen hindert, so ist es zu entfernen; so lange es vor den Augen ist, bemüht sich Derjenige vergeblich, welcher

vorschreibt: so mußst Du gehen, dorthin mußst Du die Hand ausstrecken! Auf dieselbe Weise, wenn irgend Etwas die Seele blind macht und an der Einsicht in die Ordnung der Pflichten hindert, so richtet Derjenige nichts aus, welcher sagt: so sollst Du mit dem Vater, so mit der Gattin leben! Denn die Vorschriften werden nichts fruchten, so lange der Irrthum über die Seele ausgebreitet ist: wenn dieser zerstreut wird, so wird am Tage liegen, was jede Pflicht uns auferlegt. Im andern Falle lehrest Du, was der Gesunde zu thun habe, aber Du machst nicht gesund. Du zeigst dem Armen, wie er den Reichen spielen solle; aber wie kann das geschehen, so lange die Armuth fortdauert? Du schreibst dem Hungrigen vor, was er als Gesättigter thun solle; befreie ihn lieber von dem Hunger, der sein Mark durchdringt. Dasselbe sage ich Dir von allen Fehlern: sie selbst muß man entfernen, und nicht vorschreiben, was nicht geschehen kann, so lange sie bleiben. Wenn nicht die falschen Meinungen, an denen wir leiden, ausgetrieben werden, so wird weder der Geizige sich merken, wie das Geld zu gebrauchen ist, noch der Furchtsame, wie er die Gefahren verachten soll. Du mußst die Erkenntniß mittheilen, daß das Geld weder ein Gut noch ein Uebel sei, und mußst dem Geizigen Reiche zeigen, die unglückselig sind; Du mußst die Erkenntniß mittheilen, daß das, wovor uns allgemein bangt, nicht so sehr zu fürchten sei, als man sagen hört, und zwar weder der Schmerz noch der Tod. Im Tode, welchen zu erleiden Gesetz ist, gereiche es oft zu großem Troste, daß er zu Niemand wiederkehrt; im Schmerze werde die Standhaftigkeit der Seele, welche sich leichter macht, was sie ungebeugt erduldet, zum Heilmittel dienen. Die Natur des Schmerzens habe das Gute, daß er weder groß seyn kann, wenn er lange andauert, noch lange andauern, wenn er groß ist. Alles sei muthig aufzunehmen, was die Nothwendigkeit der Weltordnung uns auferlegt. Hast Du Einen durch

diese Grundsätze zur Einsicht in seine Bestimmung geleitet, und ist er zu der Erkenntniß gekommen, daß das Leben glückselig sei, nicht wenn es der Lust, sondern wenn es der Natur gemäß ist; hat er die Tugend als das einzige Gut des Menschen liebgewonnen, von dem Schändlichen als dem einzigen Uebel sich abgewandt; hat er alles Uebrige, Reichthum, Ehrenstellen, Gesundheit, Macht und Herrschaft als Mitteldinge erkannt, die weder zu den Gütern noch zu den Uebeln zu rechnen sind: dann wird er Keinen bedürfen, der ihn im Einzelnen ermahne und ihm sage: so gehe einher! so speise! dieß geziemt dem Mann, dieß dem Weibe, dieß dem Gatten, dieß dem Ehelosen. Wer solche Ermahnungen mit allem Eifer gibt, kann sie selbst nicht erfüllen. Diese Vorschriften ertheilt der Erzieher dem Knaben, die Großmutter dem Enkel; und darüber, daß man nicht zürnen müsse, macht ein jähzorniger Lehrer viele Worte. Wenn Du in eine Schule gehst, so wirst Du sehen, wie das, was Philosophen mit großem Ernste behandeln, in den Vorschriften für Knaben vorkommt.

Ferner, willst Du Unbestrittenes oder Zweifelhaftes vorschreiben? Das Unbestrittene bedarf keiner Mahnung; Dem, der Zweifelhaftes vorschreibt, glaubt man nicht: so ist es also überflüssig, Vorschriften zu geben. Lerne dieß auch auf folgende Weise. Wenn Deine Ermahnungen nicht einleuchtend und zweifellos sind, so wirst Du durch Beweise zu Hilfe kommen müssen; im Falle Du aber Beweise führst, so gilt Das, wodurch Du beweisest, mehr, und ist für sich genug. „Benimm' Dich so gegen den Freund, so gegen den Bürger, so gegen den Bundesgenossen!“ Warum? Weil es gerecht ist. Alles Das sagt mir die Lehre von der Gerechtigkeit. Dort finde ich, daß die Billigkeit um ihrer selbst willen zu erstreben sei, und daß wir weder durch Furcht dazu gezwungen, noch durch Lohn dafür gewonnen werden sollen, daß Der nicht gerecht sei, dem irgend Etwas außer ihr

selbst an dieser Tugend gefällt. Wenn ich davon mich überzeugt und dieß in mich eingesogen habe: was nützen jene Vorschriften, welche Einen belehren, der schon unterrichtet ist? Dem, der die rechte Einsicht hat, Vorschriften geben, ist überflüssig. Dem, der sie nicht hat, zu wenig. Denn er muß hören, nicht blos, was man ihm vorschreibt, sondern auch warum. Sind die Vorschriften, frage ich, demjenigen nöthig, der die richtigen Vorstellungen von Gütern und Uebeln hat, oder dem, der sie nicht hat? Wer dieselben nicht hat, dem wirst Du Nichts helfen: das Deinen Mahnungen entgegenstehende Gerede hat seine Ohren eingenommen. Wer über das, was zu meiden und was zu erstreben ist, ein untrügliches Urtheil hat, der weiß, was er zu thun hat, auch wenn Du schweigst. Dieser ganze Theil der Philosophie kann also bei Seite gelassen werden.

Es sind zwei Ursachen, wegen deren wir fehlen! Entweder ist die Seele in einer, durch verkehrte Meinungen herbeigeführten schlechten Beschaffenheit, oder, wenn sie auch nicht von Irrthümern eingenommen ist, so ist sie zu Irrthümern geneigt und wird schnell vom Scheine verführt, von dem sie sich ziehen läßt, wohin sie nicht sollte. Wir müssen also entweder die kranke Seele heilen und von Fehlern befreien, oder die noch freie, aber zum Schlimmen geneigte, zum Voraus gewinnen. Beides thun die Lehrsätze der Philosophie; jene Methode, Vorschriften zu geben, richtet also Nichts aus. Ueberdieß, wenn wir den Einzelnen Vorschriften geben, so ist diese Aufgabe unendlich. Denn andere müssen wir dem geben, der Geld auf Zinsen leiht, andere dem Landbauer, andere dem Handelsmanne; andere dem, der auf die Freundschaft von Königen ausgeht, andere dem, der Seinesgleichen, andere dem, der Geringere lieben will. Beim Ehestande mußt Du vorschreiben, wie Einer mit einer Gattin leben soll, welche er als Jungfrau geehlicht hat; wie mit einer solchen, die

vorher in einer andern Ehe stund, wie mit einer reichen, wie mit einer ohne Mitgift. Oder glaubst Du nicht, daß einiger Unterschied sey zwischen einer unfruchtbaren und fruchtbaren, zwischen einer bejahrteren und einer sehr jungen, zwischen einer Mutter und einer Stiefmutter? Alle besondern Verhältnisse können wir nicht umfassen, und doch ergeben sich bei jedem einzelnen eigenthümliche Forderungen. Die Gesetze der Philosophie aber sind kurz und allgemein bindend. Setze hinzu, daß die Vorschriften der Weisheit bestimmt und sicher sein müssen: wo sie nicht bestimmt werden können, sind sie außer der Weisheit, denn diese kennt die Grenzen der Dinge. Darum ist jener Theil, welcher Vorschriften gibt, zu entfernen, weil er das, was er Wenigen verspricht, nicht Allen leisten kann, die Weisheit aber für Alle gilt.

Zwischen dem allgemeinen Wahnsinn und dem, den man von Aerzten behandeln läßt, ist kein Unterschied, als daß bei diesem das Leiden in einer Krankheit, und bei jenem in falschen Meinungen besteht. Bei dem einen kommt die Ursache der Tollheit von dem Zustande des Körpers, der andere ist ein krankhafter Zustand der Seele. Wenn Jemand einem Wüthenden Vorschriften geben wollte, wie er sprechen, wie er einhergehen, wie er öffentlich, wie er zu Hause sich benehmen solle: so wäre er unsinniger als der, dem er Ermahnungen gäbe; denn die schwarze Galle ist zu heilen und die Ursache der Tollheit selbst zu entfernen. Dasselbe ist bei dieser anderen geistigen Tollheit zu thun; sie selbst muß gehoben werden, sonst werden die Worte der Ermahnung ins Leere gesprochen seyn."

Also läßt sich Aristo vernehmen. Wir wollen ihm auf das Einzelne antworten. Zuerst darauf, daß er sagt, wenn Etwas vor dem Auge sei und das Sehen hindere, so müsse es entfernt werden. Ich gestehe, daß hiebei keine Vorschriften zum Sehen nöthig sind, sondern

ein Mittel, wodurch das Auge gereinigt und von dem, was am Sehen hindert, befreit wird. Denn von Natur sehen wir; und den Gebrauch des natürlichen Vermögens stellt Derjenige her, welcher die Hindernisse entfernt. Was aber eine jede Pflicht uns auferlegt, das lehrt die Natur nicht. Sodann, wer vom Staar geheilt ist, der kann nicht hinfort, nachdem er sein Gesicht wieder erhalten, es auch Anderen wieder geben; wer aber vom Bösen befreit ist, befreit auch Andere. Keine Ermahnung, nicht einmal ein Rath ist nöthig, damit das Auge die Unterschiede der Farben erkenne; es wird das Weiße vom Schwarzen ohne irgend eine Erinnerung unterschieden: dagegen bedarf die Seele vieler Vorschriften, um einzusehen, was sie im Leben zu beobachten habe. Obwohl auch die Augenkranken vom Arzte nicht nur geheilt, sondern auch ermahnt werden. Du darfst, sagt er, das noch schwache Gesicht nicht alsbald einem starken Lichte aussetzen; aus der Dunkelheit gehe zuerst in den Schatten, dann wage mehr, und gewöhne Dich allmälig das helle Licht zu ertragen; Du darfst nach dem Essen nicht studiren, darfst die noch vollen und geschwollenen Augen nicht zu viel anstrengen, mußst vermeiden, daß Wind und heftige Kälte Dir ins Gesicht kommen, und was dergleichen Rathschläge mehr sind, die ebenso viel fruchten als Arzneien. Zu den Mitteln fügt also die Heilkunde den Rath hinzu. — Der Irrthum, sagt Aristo, ist die Ursache der Vergehungen: diesen benehmen uns die Vorschriften nicht, und vermögen die falschen Meinungen über Güter oder Uebel nicht zu bezwingen. Ich gebe zu, daß die Vorschriften für sich nicht hinreichend sind, um eine verkehrte Ueberzeugung der Seele umzustoßen; aber können sie darum nicht dennoch fruchten, wenn sie zum Andern hinzugefügt werden? Sie erneuen fürs Erste das Gedächtniß; und sodann wird dasjenige, was man im Allgemeinen nicht mit der gehörigen Klarheit sah, in seine Theile geschieden, genauer be-

trachtet. Auf jene Weise dürftest Du auch Trostgründe und Ermunterungen für überflüssig erklären; aber sie sind nicht überflüssig: also auch die Ermahnungen nicht. Es ist thöricht, sagt er weiter, einem Kranken vorzuschreiben, was er als Gesunder thun soll, während die Gesundheit herzustellen ist, ohne welche die Vorschriften vergeblich sind. Aber, sind nicht Kranken und Gesunden manche gemeinsame Ermahnungen zu geben? wie z. B., daß sie nicht gierig nach den Speisen greifen, daß sie Ermattung vermeiden. Für den Armen und Reichen gibt es gewisse gemeinsame Vorschriften. — Heile, sagt er, den Geiz, und Du wirst weder den Armen noch den Reichen zu ermahnen haben, wenn die Habsucht Beider aufhört. Wie? ist es nicht ein Anderes, nicht nach dem Geld verlangen, ein Anderes, das Geld zu gebrauchen wissen? Wenn Geizige kein Maß im Gelde kennen, so kennen auch Nichtgeizige nicht den Gebrauch davon. — Hebe die Irrthümer, sagt er, so sind die Vorschriften überflüssig. Der Satz ist falsch; denn angenommen, der Geiz sei weiter, die Verschwendung knapper gemacht, der Verwegenheit seien Zügel angelegt, der Trägheit Sporen gegeben: auch nachdem die Fehler entfernt sind, müssen wir lernen, was und wie wir Etwas zu thun haben. — Ermahnungen, sagt er, werden gegen grobe Fehler Nichts ausrichten. Auch die Heilkunde überwindet keine unheilbaren Krankheiten; doch wird sie angewandt, bei den Einen zur Heilung, bei Andern zur Linderung. Auch die Macht der ganzen Philosophie, wenn sie gleich alle ihre Kräfte dazu aufwendete, könnte eine verhärtete und veraltete Krankheit der Seele nicht heben: aber sie heilt keineswegs gar Nichts, weil sie nicht Alles heilt. — Was nützt es, sagt er, zu zeigen, was am Tage liegt? Sehr viel; denn manchmal wissen wir Etwas, und beachten es nicht. Die Ermahnung belehrt nicht, sondern sie macht aufmerksam, treibt an, erhält das Gedächtniß, läßt Nichts entfallen. An so

Manchem, was vor unsern Augen liegt, gehen wir vorüber, das Ermahnen ist eine Art von Ermuntern. Oft will die Seele auch das Offenbare nicht wissen; aufdringen muß man ihr also die Kenntniß der bekanntesten Dinge. Jener Ausspruch des Calvus gegen Vatinius ist hier anzuwenden: „daß Bestechung gebraucht worden ist, das wißt ihr, und daß ihr das wisset, das wissen Alle.“ Du weißst, daß Freundschaften heilig zu halten sind, aber Du thust es nicht. Du weißst, daß Derjenige Unrecht thut, der von seiner Gattin Keuschheit verlangt und selbst die Gattinnen Anderer verführt; Du weißst, daß so wie jene Nichts mit einem Ehebrecher, so Du Nichts mit einem Kebsweibe zu schaffen haben sollest, und Du handelst nicht darnach. Daher mußst Du hie und da zur Erinnerung zurückgeführt werden; denn dergleichen darf nicht gleichsam zurückgelegt, sondern muß in Bereitschaft behalten werden. Was heilsam ist, damit muß man oft umgehen, oft sich beschäftigen, damit wir nicht nur damit bekannt seien, sondern es auch zur Hand haben. Hiezu setze noch, daß auch das Klare uns noch klarer werden mag. — Wenn Das, was Du vorschreibst, sagt er weiter, zweifelhaft ist, so wirst Du Beweise hinzufügen müssen: und daher werden diese, nicht die Vorschriften, wirken. Aber auch ohne Beweise nützt das blose Ansehen des Ermahnenden, gerade wie die Urtheile von Rechtsgelehrten Geltung haben, auch wenn keine Entscheidungsgründe gegeben werden. Ueberdieß haben die Vorschriften viel Gewicht für sich selbst, zumal wenn sie in ein Gedicht verwoben, oder in ungebundener Rede in einen Spruch zusammengedrängt sind, wie jener catonische: „Kaufe nicht was Du brauchst, sondern was Du nöthig hast; was Du nicht brauchst, ist um ein As zu theuer.“ Ferner wie jene Orakel- oder ähnliche Sprüche: „Spare die Zeit.“ „Lerne Dich selbst kennen.“ Wirst Du Gründe verlangen, wenn Dir Einer folgende Verse sagt:

„Ein Mittel gegen Unrecht ist Vergessen."
„Dem Kühnen ist das Glück gewogen."
„Der Träge ist sich selbst im Wege."

Solche Sprüche bedürfen keines Sachwalters; sie berühren die Affecte selbst, und wirken, indem die Natur ihre Macht erweist. Zu allem Guten tragen die Seelen die Keime in sich, welche durch Ermahnung geweckt werden; nicht anders, als wie der Funke durch Hilfe eines leichten Hauches zu dem in ihm verborgenen Feuer ausschlägt. Die Tugend richtet sich auf, sowie sie berührt und angeregt wird. Ueberdieß ist Manches in der Seele, aber nur verborgen, welches alsbald heraustritt, so wie es ausgesprochen ist. Manches ist zerstreut an verschiedenen Stellen, was ein ungeübter Verstand nicht zusammenfassen kann. Darum ist es zu vereinigen und zu verbinden, damit es an Kraft gewinne und die Seele höher hebe. Oder, wenn die Vorschriften Nichts helfen, so ist alle Unterweisung aufzugeben; wir müssen mit der Natur selbst uns begnügen. Wer also sagt, der sieht nicht ein, daß der Eine von beweglichem und erregtem, der Andere von langsamem und stumpfem Geiste, überhaupt der Eine mehr mit Geist begabt als der Andere sei. Die Kraft des Geistes nährt sich und wächst durch die Vorschriften, fügt zu den angeborenen Ueberzeugungen neue, und bessert das Verdorbene. — Wenn Einer, sagt er weiter, die richtigen Lehrsätze nicht kennt, was werden ihn, der in den Fesseln der Laster ist, Ermahnungen helfen? Das allerdings, daß er von jenen befreit wird. Denn die natürliche Anlage ist in ihm nicht ausgelöscht, sondern verdunkelt und unterdrückt: auch so versucht sie wieder empor zu kommen und kämpft gegen das Verkehrte an; erlangt sie aber Schutz und wird durch Vorschriften unterstützt, so erstarkt sie, wenn nämlich keine lange dauernde Seuche sie angesteckt und ertödtet hat, denn in diesem Falle wird auch die Anleitung der Philosophie

mit dem Aufwande ihrer ganzen Kraft sie nicht herstellen. Denn was ist für ein Unterschied zwischen den Lehrsätzen der Philosophie und den Vorschriften, außer daß Jene allgemeine Vorschriften sind, und Diese besondere? Beide schreiben vor, die Einen im Ganzen, die Anderen im Einzelnen. — Wenn Einer, sagt er, die das Wahre und Gute enthaltenden Lehrsätze kennt, so ist es überflüssig, ihn zu ermahnen. Keineswegs. Denn auch ein solcher ist zwar gelehrt worden, was er thun soll; aber seine Einsicht darin ist noch nicht zureichend. Denn wir werden nicht nur durch Affecte gehindert, das Geziemende zu thun, sondern auch durch Ungeschicklichkeit zu finden, was jeder Fall erfordert. Unsere Seele ist öfters in der rechten Verfassung, aber es fehlt an Thätigkeit und an Uebung, um den Weg in der Erfüllung der Pflichten zu finden, welchen die Ermahnung uns zeigt. — Vertreibe, sagt er, die falschen Meinungen über die Güter und Uebel, und setze an deren Stelle die wahren, so wird die Ermahnung Nichts zu thun haben. Ohne Zweifel wird die Seele auf jene Weise geordnet, aber nicht auf jene allein. Denn wenn gleich durch Beweise dargelegt ist, was zu den Gütern und was zu den Uebeln zu rechnen sei, so haben dennoch die Vorschriften ihre Aufgabe; die Klugheit wie die Gerechtigkeit besteht in Erfüllung von Pflichten; die Pflichten aber werden durch die Vorschriften festgesetzt. Ueberdieß wird das Urtheil über die Güter und Uebel durch die Erfüllung der Pflichten befestigt, zu welcher die Vorschriften den Weg zeigen. Denn Beide stimmen unter sich überein, und jene (die Lehrsätze) können nicht vorausgehen, ohne daß diese (die Vorschriften) folgen; diese aber folgen der ihnen angewiesenen Ordnung, woraus sich ergibt, daß jene vorausgehen. — Die Vorschriften, sagt er, sind unendlich. Das ist falsch. Denn über das Wichtigste und Nothwendige sind sie nicht unendlich, wenn auch geringe Verschiedenheiten eintreten, welche

Zeiten, Orte und Personen erfordern; allein auch für diese werden die allgemeinen Vorschriften gegeben. — Niemand, sagt er, heilt durch Vorschriften den Wahnsinn, also ebenso wenig die Lasterhaftigkeit. Die Fälle sind verschieden. Denn wenn Du den Wahnsinn gehoben hast, so ist die Gesundheit hergestellt; wenn wir die falschen Meinungen verdrängt haben, so folgt nicht sogleich die Einsicht in das, was zu thun ist; und wenn sie auch folgen sollte, so wird doch die Ermahnung die rechte Ansicht über die Güter und Uebel befestigen. Auch das ist falsch, daß bei Wahnsinnigen Vorschriften Nichts fruchten; denn wenn sie auch allein nichts nützen, so unterstützen sie doch die Heilung; durch Gebot und Strafe werden Wahnsinnige in Schranken gehalten. Von jenen Wahnsinnigen rede ich hiebei, welchen der Verstand verrückt ist, nicht aber völlig geraubt. — Die Gesetze, sagt er, bewirken nicht, daß wir thun, was wir sollen; und was sind sie Anderes, als mit Drohungen vermischte Vorschriften? Für's Erste überreden jene eben darum nicht, weil sie drohen; aber diese nöthigen nicht, sondern erbitten. Sodann schrecken die Gesetze vom Verbrechen ab, die Vorschriften ermahnen zur Erfüllung der Pflicht. Zu diesem füge, daß auch die Gesetze für gute Sitten wirksam sind, zumal wenn sie nicht blos befehlen, sondern auch belehren. In diesem Punkte bin ich nicht der Meinung des Posidonius, welcher mit Beziehung darauf, daß den Gesetzen Platos die Grundsätze beigefügt sind, den Ausspruch thut: „Das Gesetz muß kurz sein, damit es desto leichter von den Ungeübten behalten werde. Es muß einer Stimme gleichen, durch welche die Gottheit sich vernehmen läßt; es muß befehlen, nicht hin und her reden. Nichts scheint mir frostiger und abgeschmackter, als ein Gesetz mit einer Vorrede. Fordere mich auf, und sage, was Du von mir gethan haben willst; ich lerne nicht, sondern ich gehorche." Immerhin sind die Gesetze wirksam, und darum

wirst Du finden, daß in denjenigen Staaten, welche schlechte Gesetze haben, schlechte Sitten herrschen. Allein sie sind nicht bei Allen wirksam. Eben so wenig die Philosophie, welche darum nicht unnütz und unkräftig ist für die Bildung der Seele. Was ist aber die Philosophie? ist sie nicht ein Gesetz für das Leben? Angenommen jedoch, daß die Gesetze nicht wirksam seien, so folgt daraus nicht, daß auch die Ermahnungen nicht wirksam seien; oder Du mußst auch den Tröstungen, den Warnungen, den Ermunterungen, den Verweisen und Lobsprüchen die Wirksamkeit absprechen. Dieß alles sind Arten von Ermahnungen; man gelangt dadurch zu einem vollkommenen Zustand der Seele. Nichts flößt leichter den Gemüthern das Gute ein, und ruft die unentschiedenen und zum Verkehrten sich neigenden zum Guten zurück, als der Umgang mit tugendhaften Männern. Denn der öftere Anblick, das oftere Hören dringt allmälig in die Herzen, und gewinnt die Kraft von Vorschriften. In der That, die blose Begegnung von Weisen hat Werth; und selbst wenn er schweigt, vermagst Du von einem großen Manne Gewinn zu ziehen. Und ich könnte Dir nicht leicht sagen, auf welche Weise er nützt, so wie das mir klar sein wird, daß er genützt hat. Gewisse kleine Thiere, wie Phädo sagt, beißen uns, ohne daß wir sie empfinden, so zart und verderblich täuschend ist ihre Kraft. Die Geschwulst zeigt den Biß an, und in der Geschwulst selbst ist keine Wunde sichtbar. Ebenso wird es Dir bei dem Umgang mit weisen Männern ergehen; Du wirst nicht wahrnehmen, auf welche Weise und wann er Dir nütze; aber daß er Dir genützt habe, wirst Du wahrnehmen. Was soll das beweisen, sagst Du? Daß die guten Vorschriften, wenn sie Dir oft gegenwärtig sind, Dir ebenso wie die guten Beispiele nützen werden. Pythagoras sagt, daß denjenigen, welche in einen Tempel treten, und die Götterbilder aus der Nähe schauen, und den Spruch

eines Orakels erwarten, die Seele sich umwandle. Wer möchte aber leugnen, daß durch gewisse Vorschriften auch die Ungebildetsten kräftig berührt werden? wie durch die folgenden, bei aller Kürze gewichtvollen Sprüche:

— „Nichts zu viel!"
„Der Geiz wird niemals vom Gewinne satt."
„Erwarte Dir vom Andern, was Du selbst ihm thust."

Wenn wir dieses hören, so werden wir gleichsam getroffen, und Keiner darf zweifeln, oder fragen: warum? Eine solche Anziehung hat die Wahrheit auch ohne Beweis. Wenn die Ehrfurcht die Gemüther zügelt und die Laster bändigt, warum sollte nicht die Ermahnung dasselbe vermögen? Wenn die Züchtigung Scham erregt, warum sollte nicht die Ermahnung wirken, auch wenn sie die nackten Vorschriften gebraucht? Aber wirksamer und eindringlicher ist sie, wenn sie durch den Beweis unterstützt, was sie vorschreibt, wenn sie hinzusetzt, warum Etwas zu thun sei, und welche Frucht für den, der es thue und den Vorschriften gehorche, zu erwarten sei. Kann man durch Befehl Etwas ausrichten, so kann man es auch durch Ermahnung; nun aber kann man durch Befehl Etwas ausrichten, und folglich auch durch Ermahnung. In zwei Theile scheidet sich die Tugend, in das Betrachten des Wahren und in das Handeln; das Betrachten vermittelt der Unterricht, das Handeln die Ermahnung. Die Tugend wird durch ein rechtschaffenes Handeln geübt und dargestellt; wenn aber einer, welcher rathet, für das Handeln nützt, so wird auch ein solcher nützen, der ermahnt. Wenn demnach ein rechtschaffenes Handeln für die Tugend nothwendig ist, die rechtschaffenen Handlungen aber die Ermahnung aufweist, so ist auch die Ermahnung nothwendig. Zwei Dinge geben der Seele am meisten Stärke, der Glaube an das Wahre und das Vertrauen; und beides bewirkt die

Ermahnung. Denn erstens verschafft sie sich Glauben; und wenn der Glaube vorhanden ist, so faßt die Seele hohen Muth und wird von Vertrauen erfüllt: und darum ist die Ermahnung nicht überflüssig. M. Agrippa, ein Mann von großer Seele, welcher allein von denen, die durch die Bürgerkriege berühmt und mächtig wurden, zum allgemeinen Besten glücklich war, pflegte zu sagen, daß er viel dem Spruche verdanke: „(denn) durch Eintracht wächst geringe, durch Zwietracht zerfällt die größte Macht." Durch diesen Spruch, sagte er, sei er der beste Bruder und Freund geworden. Wenn solche Sprüche, indem sich die Seele damit vertraut macht, dieselbe bilden: warum sollte nicht der Theil der Philosophie, welcher aus solchen Sprüchen besteht, das Gleiche vermögen? Ein Theil der Tugend besteht in der Lehre, ein Theil in der Uebung; man muß lernen, und was man gelernt hat, durch das Thun bestätigen. Wenn sich dieß so verhält, so nützen nicht blos die Lehrsätze der Weisheit, sondern auch die Vorschriften. welche unsere Affecte wie durch eine Gesetzesverordnung einschränken und binden. — Die Philosophie, sagt er, begreift zweierlei, die Wissenschaft und den Charakter. Denn wer jene erlernt und das, was zu thun und zu lassen ist, erfaßt hat, ist noch nicht weise, wenn nicht sein Charakter zu einem Abbilde des Erlernten geworden ist. Jener dritte Theil, welcher Vorschriften gibt, geht aus beiden hervor, aus den Lehrsätzen und aus dem Charakter: er ist daher überflüssig, um die Tugend zu vollenden, für welche jene beiden genügen. Auf diese Weise ist also auch die Tröstung überflüssig, da sie ebenfalls aus beiden hervorgeht, und die Ermunterung und die Rathertheilung und selbst die Beweisführung, da auch diese auf einem gesetzten und tüchtigen Charakter beruht. Aber obgleich das Angeführte aus einem trefflichen Charakter kommt, so bringt dieser es nicht nur hervor, sondern wird auch selbst dadurch gebildet. So-

dann ist das, was Du sagst, schon die Sache eines vollkommenen Mannes, welcher das Höchste der menschlichen Glückseligkeit erreicht hat. Allein dieses Ziel erreicht man langsam; inzwischen muß auch dem noch Unvollkommenen, aber vorwärts Schreitenden, der Weg in seinem Handeln gezeigt werden. Diesen mag vielleicht auch ohne Ermahnung die Weisheit sich selbst vorzeichnen, welche die Seele schon dahin gebracht hat, daß sie nicht anders als nach dem rechten Ziele sich bewegen kann; für schwächere Geister wenigstens ist es nöthig, daß Einer vorausgehe und die Anweisung gebe: dieß vermeide, jenes thue! Ueberdieß, wenn Einer die Zeit erwartet, wo er von sich selbst wisse, was das Beste zu thun sei, so wird er inzwischen irre gehen, und durch das Irregehen verhindert werden, dahin zu gelangen, wo er mit sich selbst zufrieden seyn könnte: er muß also geleitet werden, so lange er in der Kunst, sich selbst zu leiten, Anfänger ist. Die Knaben lernen nach der Vorschrift; ihre Finger werden gehalten, und von einer fremden Hand durch die Figuren der Buchstaben geführt; sodann läßt man sie das Vorgelegte nachahmen, und nach demselben ihre Handschrift verbessern: auf solche Weise wird unsere Seele gefördert, indem sie nach der Vorschrift gebildet wird.

Im Bisherigen sind die Beweise gegeben, daß dieser Theil der Philosophie nicht überflüssig ist. Es fragt sich nun weiter, ob er allein hinreiche, um Einen zum Weisen zu machen. Dieser Untersuchung wollen wir ihren besondern Tag bestimmen: inzwischen, die Beweise bei Seite gelassen, ist es nicht offenbar, daß wir einen Beistand nöthig haben, welcher uns gegen die Vorschriften des Volkes Vorschriften gebe? Kein Wort dringt ohne Nachtheil zu unsern Ohren; es schaden uns, die uns Gutes wünschen, und schaden uns, die uns verfluchen; denn die Verwünschung der letzteren flößt uns

falsche Furcht ein, und die Liebe der ersteren belehrt uns schlecht durch ihre guten Wünsche. Denn sie verweist uns auf entfernte Güter, welche ungewiß und unbeständig sind, während wir die Quelle der Glückseligkeit zu Hause haben. Wir können, sage ich, nicht auf dem geraden Wege gehen; es ziehen uns Eltern, ziehen uns Sclaven auf schiefe Wege; Niemand irrt für sich allein, sondern breitet seine Thorheit unter den Nächsten aus, und empfängt wiederum die ihrige. Und daher sind in den Einzelnen die Fehler der Völker, weil das Volk sie mittheilte. Während Einer einen Andern schlechter macht, ist er es selbst geworden; er hat das Böse gelernt und sodann gelehrt; und so ist jene ungeheure Schlechtigkeit entstanden, indem das Schlimmste, was ein Jeder weiß, in Eine Summe vereinigt ist. Daher muß es einen Wächter geben, der uns von Zeit zu Zeit am Ohre zupft und das Geschrei der Leute niederschlägt, und dem Lob der Menge laut widerspricht. Denn Du irrst, wenn Du glaubst, daß die Fehler mit uns geboren werden: sie sind von Außen gekommen und sind uns zugeführt. Darum müssen durch häufige Ermahnungen die Meinungen, welche uns umtönen, von uns abgehalten werden. In keinen Fehler verstrickt uns die Natur; sie hat uns makellos und frei geschaffen. Nichts, wodurch sie unsere Habsucht reizte, hat sie offen hingestellt; sie hat das Gold und Silber unter unsere Füße gelegt, und uns Alles das niederzutreten und niederzudrücken gegeben, wegen dessen wir niedergetreten und gedrückt werden. Sie hat unser Gesicht gegen den Himmel emporgerichtet, und hat gewollt, daß wir Alles, was sie Herrliches und Wunderbares geschaffen, aufwärts blickend sehen sollten, die Auf- und Niedergänge, und den schnellen Kreislauf des eilenden Weltgebäudes, der bei Tag das Irdische zeigt und bei Nacht das Himmlische, den langsamen Gang der Gestirne, wenn Du den Maßstab

des Ganzen anlegst, den höchst beschleunigten, wenn Du bedenkst, welch' große Räume sie mit nie unterbrochener Schnelligkeit umwandeln, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, wenn sie sich gegenseitig in den Weg treten, sofort noch anderes der Bewunderung Würdige, sei es, daß es ordnungsmäßig eintrete oder in Folge plötzlicher Ursachen hervorbreche, wie nächtliche Flammenzüge und Blitze an dem sich spaltenden Himmel ohne allen Schlag und Schall, und Säulen und Balken, und mancherlei feurige Bilder. Dieses hat sie geordnet, daß es über uns vorgehe; das Gold [dagegen und das Silber, und das um dieser willen niemals Frieden haltende Eisen hat sie, als ob es zum Verderben uns anvertraut würde, verborgen. Wir haben Dinge an das Licht gebracht, wegen deren wir in Kampf gerathen sollten; wir haben die Ursachen und Werkzeuge unserer Gefahren durch Aufwühlung der Erdmasse ausgegraben; wir haben dem Schicksal unser Unglück in die Hand gegeben, und wir erröthen nicht, daß bei uns für das Höchste gehalten wird, was das Unterste in der Erde gewesen war. Willst Du wissen, was für ein falscher Schimmer Deine Augen getäuscht hat? Nichts ist schmutziger und glanzloser, als jene Dinge, so lange sie in ihrem Kothe versenkt und eingehüllt liegen. Ja, auch wenn sie durch die Finsterniß der langen Gänge hervorgezogen werden, so ist nichts Häßlicheres als sie, so lange sie bearbeitet und von dem beigemischten Unreinen gesondert werden. Schaue endlich die Arbeiter selbst an, durch deren Hände das unfruchtbare und häßliche Erzeugniß der Erde gereinigt wird, Du wirst sehen, von welchem Ruße sie überzogen sind. Aber diese Dinge beflecken noch mehr die Seelen als die Körper; und an ihrem Besitzer klebt ein größerer Schmutz, als an ihrem Bearbeiter. Darum ist es nothwendig, ermahnt zu werden, und einen Beistand von guter Gesinnung zu haben, und in einem solchen Lärmen und Getöse

von Lügen endlich eine einzige Stimme (der Wahrheit) zu hören. Welche Stimme wird das sein? Keine andere, als diejenige, welche Dir, nachdem dieses Geschrei des Ehrgeizes Dich betäubt hat, heilsame Worte einflüstert, und Dir sagt: Du darfst diejenigen nicht beneiden, die beim Volke groß und glücklich heißen; Du darfst durch Händeklatschen einen gesetzten und gesunden Sinn Dir nicht entreißen lassen; Du darfst Dich durch jenen, der unter dem Schutze seiner Fascen und mit Purpur angethan einhergeht, deine Ruhe nicht verleiden lassen; Du darfst den nicht für glücklicher halten, welchem Platz geschafft wird, als Dich, den der Lictor aus dem Wege treibt. Wenn Du eine für Dich nützliche, und für Andere nicht beschwerliche Herrschaft üben willst, so vertreibe die Laster. Viele finden sich, welche Feuer in die Städte tragen, welche zu Boden schlagen, was den Jahrhunderten unbezwinglich, durch mehrere Menschenalter sicher war, welche einen Wall aufführen, der an Höhe den Burgen gleichkommt, welche Mauern, die bis zu wunderbarer Höhe geführt sind, durch Sturmböcke und Maschinen brechen; Viele gibt es, welche Heere vor sich hertreiben, den Rücken der Feinde hart bedrängen, und von dem Blute der Völker triefend, bis zu dem Weltmeere gelangen; aber auch diese sind, um den Feind zu besiegen, durch ihre Begierde besiegt worden. Niemand widerstand ihnen, wo sie erschienen: aber auch sie hatten dem Ehrgeize und der Grausamkeit nicht widerstanden, und so wurden sie selbst getrieben, während sie Andere zu treiben schienen. Den unglücklichen Alexander trieb die Wuth, das Fremde zu zerstören, und sandte ihn in unbekannte Länder. Oder glaubst Du, der sei bei gesundem Verstande, der zuerst mit der Verheerung Griechenlands, in welchem er seine Bildung erhalten, anfängt; der Jedem entreißt, was ihm das Theuerste ist; der Lacedämon dienen und Athen schweigen heißt; der nicht zufrieden

mit der Niederlage so vieler Städte, welche Philipp entweder besiegt oder gekauft hatte, andere anderswo vor sich niederwirft, und seine Waffen durch den ganzen Erdball trägt; und dessen Grausamkeit niemals ermattet und nachläßt, gerade wie die wilden Thiere mehr zerreißen als der Hunger fordert. Schon hat er viele Reiche in Eines zusammengeworfen; schon fürchten ihn die Griechen wie die Perser; schon nehmen auch Nationen, die von Darius frei waren, sein Joch an: dennoch geht er über Ocean und Sonne hinaus; und indem er sich schämt, seinen Sieg von den Spuren des Hercules und Liber abzulenken, will er der Natur selbst Gewalt anthun. Er will nicht gehen, sondern er kann nicht stehen; gerade wie Gewichte, in einen Abgrund geworfen, kein Ende der Bewegung haben, bis sie liegen. Auch den Cn. Pompejus bewog nicht Tugend oder Vernunft zu den auswärtigen und inneren Kriegen, sondern unsinnige Liebe zu einer falschen Größe. Bald zog er nach Spanien und in den sertorianischen Krieg, bald hatte er die Seeräuber zusammenzutreiben und die Meere zu sichern: diese Ursachen wurden vorgewandt, um seine Macht zu verlängern. Was zog ihn nach Africa, was in den Norden, was gegen Mithridates, nach Armenien und in alle Winkel von Asien? was anderes, als die endlose Begierde, größer zu werden, da er sich allein nicht groß genug vorkam. Was trieb den C. Cäsar in sein eigenes sowohl, als des Volkes Verhängniß? Die Ruhm- und Ehrliebe, und die maßlose Sucht, über Andere hervorzuragen. Er konnte nicht Einen vor sich dulden, während der Staat Zwei über sich duldete. Wie? Glaubst Du, daß C. Marius, der Einmal Consul war (denn nur Ein Consulat erhielt er, die übrigen riß er an sich), als er die Teutonen und Cimbern niederhieb, als er den Jugurtha durch die Wüsten Africas verfolgte, so viele Gefahren auf Antrieb der Tugend aufgesucht habe? Marius

führte das Heer, den Marius der Ehrgeiz. Jene Männer, indem sie Alles erschütterten, wurden selbst erschüttert, nach Art der Wirbel, welche das, was sie mit sich fortreißen, umdrehen, aber selbst vorher gedreht werden, und darum mit desto größerer Heftigkeit einherstürzen, weil sie sich selbst nicht lenken können. Und deßhalb, nachdem sie Vielen zum Verderben gereicht, fühlen sie selbst auch jene unheilvolle Kraft, durch welche sie so Vielen geschadet. Glaube ja nicht, daß Einer durch fremdes Unglück glücklich werde. Alle jene Beispiele, welche uns vor Augen und zu Ohren gebracht werden, müssen in ihrer Nichtigkeit dargestellt, und das Herz von den bösen Reden, von denen es voll ist, ausgeleert werden. In den bereits besetzten Platz ist die Tugend einzuführen, damit sie das Lügenhafte und der Wahrheit zuwider uns Wohlgefällige ausrotte, damit sie uns von dem Volke, dem wir allzuviel glauben, losmache, und den ächten Meinungen zurückgebe. Denn das ist Weisheit, der Natur sich zuführen und dahin sich zurückbringen zu lassen, von wo der allgemeine Irrthum uns vertrieben hat. Es ist schon ein guter Theil Vernunft, die Rathgeber der Unvernunft verlassen, und von jener Gesellschaft, wo der Eine dem Andern schadet, sich weit entfernt zu haben. Um die Wahrheit hievon einzusehen, bemerke nur, wie ganz anders Einer für das Volk und für sich selbst lebt. Die Einsamkeit ist nicht an sich die Lehrerin der Unschuld, und das Land lehrt nicht die Mäßigkeit: aber wo Zeuge und Zuschauer entfernt ist, da hören die Fehler auf, deren Lohn es ist, sich zu zeigen und gesehen zu werden. Wer hat je einen Purpur angezogen, den er Niemand zeigen konnte? wer hat ein Mahl, das er allein genoß, in Gold aufgetragen? wer hat, unter dem Schatten eines ländlichen Baumes ausgestreckt, den Pomp seiner Ueppigkeit allein entfaltet? Niemand stellt die Pracht sich selbst vor Augen, und nicht einmal

wenigen oder vertrauten Personen, sondern er breitet die Zurüstungen seiner Laster nach dem Maße einer schauenden Menge aus. In der That, der Bewunderer und Mitwisser ist ein Reiz bei allen Leidenschaften. Du wirst dem Begehren ein Ende machen, wenn Du dem Zeigen des Besitzes ein Ende machst. Der Ehrgeiz und die Ueppigkeit und die Zügellosigkeit erfordern einen Schauplatz; Du wirst diese Schäden heilen, wenn Du sie verdeckst. Wenn wir daher mitten in das Getöse der Städte versetzt sind, so stehe uns ein Mahner zur Seite, der gegen die Lobredner eines großen Erbes denjenigen lobt, der mit Wenigem reich ist und sein Vermögen nach dem Gebrauche mißt. Gegen jene, welche Gunst und Macht erheben, lobe er sich eine den Wissenschaften geweihte Muße, und eine von dem Aeußeren zu ihrem Eigenen zurückgekehrte Seele. Er zeige uns diejenigen, welche nach der Ansicht des Pöbels glücklich sind, auf jener ihrer beneideten Höhe zitternd und von Angst betäubt, und eine ganz andere Meinung über sich hegend, als von Andern über sie gehegt wird. Denn, was Anderen als eine Höhe erscheint, das ist für sie ein Abgrund. Darum kommen sie außer sich und erbeben, so oft sie in jene Kluft, die sich unter ihrer Größe öffnet, hinabsehen. Denn sie bedenken die manchfache Gefahr, zu fallen, und gerade auf hohem Wege auszugleiten; dann ergreift sie eine Furcht vor dem, wornach sie getrachtet hatten, und das Glück, das sie Andern beschwerlich macht, liegt noch beschwerlicher auf ihnen selbst; dann loben sie eine stille Muße, welche selbst über sich gebietet; verhaßt ist ihnen der Glanz, und einen Rückzug von dem Glücke, so lange es noch Bestand hat, suchen sie; dann endlich siehst Du, wie sie aus Furcht*) Philosophen werden, und wie ein krankes Glück die Rath-

*) Nach der Conjectur: **philosophantes metu.**

schläge zur Gesundheit gibt. Denn als ob ein gutes Geschick und eine gute Gesinnung im Widerspruche unter sich wären: wir sind im Unglück weiser; das Glück verdrängt die Tugend.

Fünfundneunzigster Brief.

Ob die besondere Sittenlehre hinreiche, einen Weisen zu bilden.

Du verlangst von mir, daß ich dasjenige, wovon ich gesagt hatte, daß es auf einen besonderen Tag verschoben werden müsse, nunmehr ausführe und Dir schreibe, ob der Theil der Philosophie, welchen die Griechen den paränetischen (ermahnenden), wir den präceptiven (Vorschriften ertheilenden) nennen, hinreiche, um die Weisheit vollkommen zu machen. Ich weiß, daß Du es wohl aufnehmen wirst, wenn ich Dir nicht zu Willen bin. Desto eher sage ich Dir zu, und lasse das allbekannte Wort nicht untergehen: „In Zukunft hüte Dich, um Etwas zu bitten, was Du nicht zu erhalten wünschest.“ Denn manchmal bitten wir inständig um Etwas, das wir zurückwiesen, wenn es uns Jemand anböte. Dieß mag Leichtsinn oder übertriebbene Höflichkeit sein, es verdient durch eine willfährige Zusage bestraft zu werden. Bei Manchem wollen wir scheinen, als wollten wir es, und wollen es nicht. Ein Schriftsteller hat eine lange Geschichte, so eng wie möglich geschrieben und so dünn wie möglich gerollt, zum Vorlesen gebracht; und nachdem er einen großen Theil gelesen, so sagt er: ich will aufhören, wenn ihr wollt. Es wird ihm zugerufen: lies doch! lies! von denen, welche wünschen, daß er auf der Stelle verstumme. Oft verlangen wir etwas Anderes, als wir wünschen, und nicht einmal den Göttern gestehen wir das

Wahre; allein die Götter hören uns entweder nicht, oder haben sie Mitleiden. Meinerseits will ich, das Mitleiden bei Seite gelassen, mich rächen, und Dir eine ungeheure Epistel anhängen. Wenn Du sie mit Widerwillen liesest, so sollst Du sprechen: ich selbst habe mir dieß zugezogen! und Dich unter jene rechnen, welche von der Frau gemartert werden, die sie nach langem Bewerben heimgeführt, unter jene, welche durch die Reichthümer geplagt sind, die sie mit dem äußersten Schweiße erworben, unter jene, welche durch die Ehrenstellen gepeinigt werden, die sie mit jeder erdenklichen Kunst und Mühe gesucht, und unter die Uebrigen, welche an Uebeln leiden, die sie selbst geschaffen.

Aber um die Einleitung zu lassen und auf die Sache selbst zu kommen: „Ein glückliches Leben, sagt man, beruht auf guten Handlungen; zu guten Handlungen leiten die Vorschriften: also genügen die Vorschriften zu einem glücklichen Leben." Nicht immer leiten die Vorschriften zu guten Handlungen, sondern nur wenn der Geist willig ist; zuweilen werden sie vergeblich angebracht, wenn verkehrte Meinungen die Seele einnehmen. Ferner kann Mancher Recht thun, aber er weiß nicht, daß er Recht thut. Denn wenn Einer nicht von Grund aus unterrichtet und durch die ganze Wissenschaft gebildet ist, so kann er unmöglich alle Stücke umfassen, um zu wissen, wann und in wie weit und mit wem und wie und warum er Etwas zu thun habe. Daher kann er nicht mit ganzer Seele um die Tugend sich bemühen, nicht einmal anhaltend oder gerne; sondern er wird zurückblicken und wird zaudern. — Wenn tugendhaftes Handeln, sagt man, aus den Vorschriften hervorgeht, so reichen die Vorschriften zu einem glücklichen Leben hin; nun ist aber jenes der Fall, folglich auch dieses. Hierauf antworten wir: tugendhafte Handlungen erfolgen auch durch die Vorschriften, aber nicht allein durch die Vorschriften. — Wenn an=

dere Künste, sagt man, sich mit Vorschriften begnügen, so wird sich auch die Weisheit damit begnügen, denn diese ist die Kunst des Lebens. Nun bildet aber derjenige den Steuermann, welcher vorschreibt: so bewege das Steuerruder, so spanne die Segel aus, so gebrauche den günstigen Wind, so widerstehe dem ungünstigen, so mache Dir den zweifelhaften und halben zu Nutze. Die Vorschriften befestigen auch andere Künstler in ihrer Kunst: darum werden die Künstler des Lebens dadurch das Gleiche erreichen. Alle jene Künste sind nur mit den Werkzeugen des Lebens beschäftigt, nicht mit dem ganzen Leben. Daher werden sie durch Vieles von Außen gehemmt und aufgehalten, durch Hoffnung, Begierde und Furcht. Aber die Weisheit, welche sich für die Kunst des Lebens ausgibt, kann durch Nichts an ihrer Ausübung gehindert werden; denn sie zerstreut die Hindernisse und macht sich das Widerstrebende zurecht. Willst Du wissen, wie verschieden es sich mit anderen Künsten und mit dieser verhält? Bei jenen ist es entschuldbarer, wenn Einer mit Willen fehlt, als wenn der Fehler ihm begegnet; bei dieser ist es die größte Schuld, freiwillig zu fehlen. Was ich meine ist dieses. Ein Grammatiker wird nicht über einen Fehler erröthen, wenn er ihn mit Wissen machte; er wird aber erröthen, wenn er ihn ohne Wissen macht. Der Arzt, wenn er nicht sieht, daß ein Kranker abnimmt, fehlt weit mehr in Beziehung auf seine Kunst, als wenn er sich stellt, als sähe er es nicht. Aber bei dieser Kunst zu leben wird die Schuld durch den Willen verschlimmert. Setze hinzu, daß auch die meisten Künste, ja gerade die edelsten, ihre Lehrsätze haben, und nicht blos Vorschriften, wie z. B. die Heilkunde. Daher die verschiedenen Sekten, eines Hippokrates, Asklepiades, Themiso. Außerdem ist keine Kunst im Gebiete des Erkennens ohne ihre Lehrsätze, welche die Griechen δόγματα nennen, wir aber decreta oder scita oder placita nennen können,

wie Du solche in der Geometrie und Astronomie finden wirst. Die Philosophie aber gehört dem Erkennen und dem Handeln an; sie forscht zugleich und handelt. Denn Du irrst, wenn Du glaubst, daß sie Dir blos Dienste für irdische Zwecke leisten wolle; ihr Streben ist höher gerichtet. Ich durchforsche, sagt sie, die ganze Welt, und beschränke mich nicht auf das Zusammenleben der Sterblichen, zufrieden, Euch zu rathen und abzurathen; hohe Dinge rufen mich, welche über Euch hinaus liegen:

„Denn von der himmlischen Dinge Natur und dem Wesen der Götter
„Will ich Dir reden und Dir eröffnen die Kenntniß der Stoffe,
„Draus die Natur schafft jegliches Ding, es mehrt und ernähret,
„Und worin es dieselbe Natur auflöset im Tode,

wie Lucretius sagt*. Es folgt also, da sie auf das Erkennen gerichtet ist, daß sie ihre Lehrsätze habe. Allein auch im Handeln wird Keiner seine Aufgabe gehörig erfüllen, wenn er nicht unterrichtet ist, auf welche Weise er in jedem Falle seinen Pflichten in allen Stücken nachzukommen im Stande sei; was demjenigen nicht gelingen wird, welcher Vorschriften für den einzelnen Fall, und nicht für das Ganze erhalten hat. Die Vorschriften, welche nur für einzelne Fälle gegeben werden, sind für sich allein schwach und so zu sagen ohne Wurzel. Die Lehrsätze sind es, die uns schützen, die unsere Sicherheit und Ruhe verbürgen, die das ganze Leben und die ganze Natur zugleich umfassen. Der Unterschied zwischen den Lehrsätzen der Philosophie und den Vorschriften ist derselbe, wie zwischen den Grundstoffen und den Gliedern: diese hängen von jenen ab; jene sind die Ursachen von diesen, so wie von Allem.

„Die alte Weisheit, sagt man, begnügte sich vorzuschreiben, was zu thun und zu lassen sei; und damals waren die Menschen

*) **De rer. natura I, 49 ff. (nach Knebels Uebers.)**

weit besser: seit die Gelehrten aufgetreten sind, fehlen die Guten. Denn jene einfache und offene Tugend ist in eine dunkle und spitzfindige Wissenschaft verkehrt, und man lehrt uns disputiren, statt leben." Ohne Zweifel war jene alte Weisheit, wie ihr saget, zumal in ihrem Entstehen, ungebildet, ebenso wie die übrigen Künste, deren Verfeinerung im Verlaufe zugenommen hat. Aber es waren auch noch keine ausgesuchten Mittel nöthig. Die Schlechtigkeit war noch nicht so hoch gestiegen, und hatte sich noch nicht so weit verbreitet; einfachen Fehlern konnten einfache Mittel widerstehen. Jetzt erfordern die Schutzmittel in eben dem Verhältniß größere Mühe, als der Angriff heftiger ist. Die Arzneikunde war einst die Kenntniß von wenigen Kräutern, um damit das fließende Blut zu stillen und die Wunden zu schließen: in der Folge gelangte sie allmählig zu dieser vielseitigen Manchfaltigkeit. Und es ist nicht zu verwundern, daß dieselbe damals weniger Geschäft hatte, da die Körper noch fest und gediegen waren, und die Speise leicht, und nicht durch Kunst und Wollust verdorben. Nachdem man aber anfing, diese zu suchen, nicht um den Hunger zu stillen, sondern zu reizen, nachdem tausenderlei Gerichte erfunden sind, um die Gier zu erregen: ist das, was den Hungrigen Nahrung war, den Gesättigten eine Beschwerde. Daher die Bläße, und das Zittern der vom Weine quellenden Nerven, und die Magerkeit, bedauernswürdiger als Folge von Ueberladungen denn als Folge von Hunger; daher der unsichere Gang der Wankenden, und das beständige Schwanken, wie bei der Trunkenheit selbst; daher das unter der ganzen Haut sich ansammelnde Wasser, und der gespannte Leib, der sich schwer gewöhnt, mehr zu fassen, als er konnte; daher die Ergießung gelblicher Galle, und die häßliche Gesichtsfarbe, und das Dahinschwinden der innerlich Modernden, und die dürren Finger mit den ersteiften Gelenken, die Erstarrung der

gefühllosen und ertödteten, oder das Klopfen der ohne Unterlaß zitternden Nerven. Was soll ich den Schwindel im Kopfe nennen? und die Martern der Augen und Ohren, und die Qualen eines erhitzten Gehirnes, und die inneren Geschwüre in allen Organen der Ausleerung? ferner die unzähligen Arten von Fiebern, von denen die einen mit Heftigkeit wüthen, andere als eine leise Pest schleichen, andere mit Schaudern und gewaltiger Erschütterung der Glieder sich einstellen? Was soll ich die andern unzähligen Krankheiten aufführen, wodurch die Ueppigkeit gestraft wird? Diejenigen waren frei von jenen Uebeln, welche in den Genüssen sich noch nicht aufgelöst hatten, welche über sich selbst herrschten, sich selbst dienten. Sie härteten ihre Körper durch Anstrengung und wahrhafte Arbeit ab, indem sie bis zur Müdigkeit liefen, oder jagten, oder die Erde bearbeiteten. Dann erwartete sie eine Speise, welche nur dem Hungrigen schmecken konnte. Daher bedurfte es keines so großen ärztlichen Geräthes, so vieler Werkzeuge und Büchsen. Aus einer einfachen Ursache kam ein einfaches Uebelbefinden; die vielen Gerichte erzeugten viele Krankheiten. Siehe, wie viele Dinge, die durch eine Kehle gehen sollen, die Ueppigkeit, welche Land und Meer verwüstet, untereinander mengt. Daher ist es nothwendig, daß so Verschiedenes sich gegenseitig zuwider ist, und daß das Verschlungene schlecht verdaut wird, indem das Eine in dieser und das Andere in anderer Richtung wirkt. Und es ist nicht zu verwundern, wenn wechselnde und manchfaltige Krankheit aus der widerstreitenden Nahrung entsteht, und wenn jene aus entgegengesetzten Bestandtheilen der Natur zusammengesetzten Speisen, in einen Magen gedrängt *), wieder aus-

*) Nach der Conjectur des Stephanus: **in eundem ventrem compulsa**, die sich durch das Zeitwort **compulsa** mehr zu empfehlen scheint, als die **vulg.: in eundem (sc. cibum) comp.**

gestoßen werden. Daher werden wir von keiner Krankheit eigentlich befallen; sondern Leben ist gleich Kranksein. Der größte der Aerzte, und der Schöpfer dieser Wissenschaft sagte, daß den Weibern weder ihre Haare ausgehen, noch daß sie an Fußgicht leiden. Allein sie verlieren ihre Haare, und sind an den Füßen krank. Nicht die Natur der Weiber ist verändert, sondern ihr Leben: denn da sie es an Ausschweifung den Männern gleich thun, so theilen sie auch die Leiden des männlichen Körpers. Sie durchwachen nicht weniger Nächte, trinken nicht weniger, und wetteifern im Verbrauch des Oeles und Weines mit den Männern; sie geben ebenso das, womit sie die widerstrebenden Eingeweide gefüllt, durch den Mund wieder von sich, und messen allen Wein nach dem Erbrochenen; sie lecken ebensowohl Schnee, zur Linderung für den erhitzten Magen. An Wollust aber geben sie selbst den Männern Nichts nach; von Natur der leidende Theil, sind sie (mögen Götter und Göttinnen sie verderben) auf eine so unnatürliche Art von Unzucht verfallen, daß sie selbst den Mann spielen. Wie ist es also zu verwundern, daß der größte Arzt, und der erfahrenste Kenner der Natur, auf einer Lüge ertappt wird, da es so viele podagristische und kahlköpfige Weiber gibt? Den Vorzug ihres Geschlechtes haben sie durch ihre Laster verwirkt, und weil sie das Weib ausgezogen, so sind sie zu männlichen Krankheiten verdammt. Die alten Aerzte wußten Nichts davon, öfters Speise zu geben, und durch Wein den sinkenden Puls zu heben; sie wußten Nichts davon, Blut abzulassen, und ein langes Siechthum durch Baden und Schwitzen zu erleichtern; Nichts davon, durch Binden der Beine und Arme den versteckten und im Inneren des Körpers sitzenden Krankheitsstoff auf die äußeren Theile zu leiten. Es war nicht nöthig, nach vielen Arten von Mitteln sich umzusehen, da der Leiden so wenige waren. Jetzt aber, wie weit sind die körper=

lichen Uebel vorgerückt! Das sind die Zinsen, die wir für die über Maß und Gebühr von uns begehrten Lüste bezahlen. Daß die Krankheiten unzählig seien, darüber wirst Du Dich nicht wundern; zähle die Köche! Alles Studium ist eingestellt; und die Lehrer der freien Wissenschaften sitzen, ohne alle Zuhörerschaft, in verlassenen Winkeln auf ihren Stühlen. In den Schulen der Rhetoren und Philosophen ist es öde; wie besucht aber sind die Garküchen, und welch zahlreiche Jugend drängt sich um die Herde der Schwelger! Ich übergehe die Schaaren von unglücklichen Knaben, auf welche nach beendigtem Gelage eine andere Schmach im Schlafgemache wartet. Ich übergehe die Reihen der Mißbrauchten, welche nach Nationen und Farben abgetheilt sind, damit Alle dieselbe Glätte haben, damit bei Allen der erste Flaum von der gleichen Länge, und das Haupthaar von der gleichen Beschaffenheit sei, damit nicht Einer, dessen Haar mehr schlicht ist, unter die Krausen gemischt werde. Ich übergehe den Haufen der Bäcker und der Aufwärter, welche auf ein gegebenes Zeichen hin und herrennen, um die Mahlzeit aufzutragen. Gute Götter! wie viel Menschen setzt ein einziger Bauch in Bewegung! Wie? glaubst Du, daß jene Schwämme, das Gift der Wollust, keine geheime Wirkung haben, wenn dieselbe auch nicht sogleich sich zeigt? Wie? meinst Du, jener Sommer-Schnee werde keine Leberverhärtung herbeiführen? Wie? jene Austern, das unverdaulichste Fleisch, mit Koth gemästet, denkst Du nicht, daß sie durch ihren Schleim Dich beschweren? Wie? jene Lake aus der Provinz,* der kostbare Saft von schädlichen Fischen, glaubst Du

*) **Garum Sociorum.** — **Garum**, eine Lake, aus den Eingeweiden und dem Blute von Seefischen bereitet; **g. sociorum** = Provincialgarum, weil es hauptsächlich von Spanien kam (Hor. **Sat. II, 8, 46.** Plin. **H. N. XXXI, 43.** Strabo **III, 4.**), oder weil es

nicht, daß sie durch ihre salzige Gauche die Eingeweide brenne? Wie? jene blutrünstigen Speisen, die man fast aus dem Feuer selbst in den Mund bringt, meinst Du, daß sie ohne Schaden in den Eingeweiden selbst erlöschen? Was für ein abscheuliches und pestartiges Aufstoßen muß die Folge sein! und welchen Ekel an sich selbst muß das Aushauchen eines alten Rausches erzeugen! Du mußt wissen, daß das Genossene verfault, und nicht verdaut wird! Ich erinnere mich, daß man einst viel von einer vortrefflichen Schüssel sprach, in welcher eine Garküche, zu ihrem eigenen Schaden eilfertig, Alles vereinigt hatte, womit Vornehme einen ganzen Tag hinzubringen pflegen; Venusmuscheln, Spondyln und Austern, bis auf das Eßbare abgenommen, waren durch dazwischengelegte Meerigel getrennt; sorgfältig ausgezogene Seebarben ohne alle Gräten machten die obere Lage. Es hat schon keinen Reiz mehr, die Speisen einzeln zu essen! das verschieden Schmeckende wird zu Einem Geschmack gezwungen; auf dem Tische geschieht, was im vollen Magen geschehen soll; ich will es erleben, daß Gekautes aufgesetzt wird. Wie wenig fehlt noch dazu, wenn die Schalen und Gräte abgethan werden, und der Koch das Geschäft der Zähne verrichtet? Es ist mühsam, in einem Gerichte nach dem andern zu schwelgen. Alles soll zugleich, und in Einen Geschmack verwandelt, vorgesetzt werden. Was soll ich nach Einer Sache die Hand ausstrecken? Mehreres komme zugleich; die Zierden vieler Gänge sollen sich vereinigen und Ein Ganzes werden. Und Diejenigen, welche meinten, es seie auf Großthun und Ruhm bei Dergleichen abgesehen, mögen nur wissen, daß Dergleichen nicht zur Schau, sondern für den Kenner

---

hier von den sociis des Generalpachtes fabricirt wurde. Vgl. Baumstark in Pauly's Realencyclop., Bd. III. S. 654 f.

bestimmt sei. Was besonders vorgesetzt zu werden pflegt, das erscheine gleichmäßig mit Einer Brühe übergoßen; kein Unterschied soll Statt finden; Austern, Igel, Spondyln, Barben sollen unter einander gemengt und zusammengekocht aufgetragen werden. Gebrochene Speise wäre kein größeres Gemenge. In demselben Maß, als jene Speisen verworren sind, entstehen aus ihnen nicht einfache Krankheiten, sondern unentwirrbare, verschiedenartige, vielgestaltige, gegen welche auch die Heilkunst sich mit vielerlei Mitteln und vielerlei Beobachtungen zu waffnen begonnen hat. Das Gleiche sage ich Dir von der Philosophie. Sie war einst einfacher, unter Menschen, welche kleinere Fehler begingen, und auch mit geringer Sorgfalt geheilt werden konnten: gegen eine solche Zerstörung der Sitten muß Alles versucht werden. Und könnte doch so wenigstens jener Seuche ein Ziel gesetzt werden! Nicht nur einzeln, sondern ein Volk gegen das andere rasen wir. Todtschläge und Mordthaten an Einzelnen verpönen wir: aber Kriege und das glorreiche Verbrechen gemordeter Völker? Nicht Geiz, nicht Grausamkeit kennt ein Maß. Und so lange die Vergehen verstohlen und von Einzelnen begangen werden, sind sie weniger schädlich und weniger ungeheuer: nun aber werden Grausamkeiten nach Senatsbeschlüssen und Volksverordnungen geübt, und was für den Einzelnen verboten ist, wird von Staatswegen befohlen. Was heimlich begangen mit dem Kopfe zu büßen wäre, das loben wir, weil es im Kriegskleide geschah. Die Menschen, diese sanfteste Art der Geschöpfe, schämen sich nicht, sich gegenseitig an ihrem Blute zu ergötzen, Kriege gegen einander zu führen und dieselben ihren Kindern zu hinterlassen, während selbst vernunftlose *) und wilde Thiere unter einander Frieden haben. Gegen eine so mächtige und weit ausgebreitete Raserei ist die Arbeit für die Philo-

*) Nach der Lesart: brutis st. mutis.

sophie eine größere geworden, und sie hat sich so viel Kräfte zugelegt, als die Uebel, gegen welche sie aufgeboten wurde, gewonnen haben. Es war leicht, diejenigen abzumahnen, die sich beim Weine gehen ließen, und eine feinere Speise liebten: die Seele mußte nicht mit großer Macht zur Mäßigkeit zurückgeführt werden, von welcher sie nur wenig abgewichen war.

„Jetzo bedarf es der hurtigen Hand, und der Kunst und Erfahrung." *)

Genuß wird aus Allem zu ziehen gesucht: kein Laster bleibt in seinen Grenzen. Die Verschwendung stürzt sich in Geiz; Vergessenheit der Tugend hat überhandgenommen; Nichts ist schimpflich, dessen Preis gefällt. Der Mensch, dem Menschen unverletzlich, wird jetzt in Spiel und Scherz gemordet; und Derjenige dessen Unterweisung im Beibringen und Empfangen von Wunden schon Frevel war, wird jetzt nackt und wehrlos vorgeführt, und Schauspiel genug gewährt ein Mensch durch seinen Tod. Bei dieser Verkehrtheit der Sitten also ist etwas Stärkeres als das Gewöhnliche nöthig, um die eingewurzelten Uebel zu vertreiben; durch die Lehrsätze muß man dahin wirken, daß die allgemein angenommenen Irrthümer gänzlich ausgerottet werden. Wenn wir Vorschriften, Tröstungen, Ermahnungen mit jenen verbinden, so werden sie wirken können; für sich allein sind sie unwirksam. Wollen wir Andere binden und festhalten, und von den Uebeln, von welchen sie derzeit gehalten sind, losreißen, so sollen sie lernen, was übel und was gut sei; sie sollen wissen, daß Alles außer der Tugend den Namen wechsle und bald ein Uebel bald ein Gut werde. Wie das erste Band des Kriegsdienstes die Religion ist, und die Liebe zu den Fahnen, und das Unrecht, sie zu verlassen; und wie dann, wenn Einem der Eidschwur abgenommen ist, das Uebrige

*) Virg. Aen. VIII, 442.

ohne Schwierigkeit gefordert und befohlen wird: so ist bei denen, welche Du zu einem glücklichen Leben führen willst, der erste Grund zu legen und die Tugend ihnen einzuflößen. Eine heilige Scheu vor dieser muß in ihnen herrschen; diese müssen sie lieben, mit dieser müssen sie zu leben wünschen, ohne diese nicht.

Wie aber? Sind nicht Einige ohne eine tiefergehende Unterweisung rechtschaffen geworden, und haben große Fortschritte gemacht, indem sie den blosen Vorschriften folgten? Ich gestehe es; aber jene hatten eine glückliche Anlage, welche das Heilsame im Vorübergehen ergriff. Denn wie die unsterblichen Götter keine Tugend gelernt haben, mit jeder geboren, und wie es ein Theil ihrer Natur ist, gut zu sein: so gelangen Einige unter den Menschen, welchen eine vortreffliche Anlage zu Theil geworden, zu dem, was man mitzutheilen pflegt, ohne einen langen Unterricht; sie haben das Gute erfaßt, so bald sie es gehört; und daher jene Seelen, welche die Tugend so leicht erbeuten, oder aus sich selbst hervorbringen. Aber jenen entweder Stumpfen und Blöden, oder von übler Gewohnheit Eingenommenen, muß lange der Rost von der Seele gerieben werden. Wie übrigens jene zum Guten Geneigten durch Mittheilung der Sätze der Philosophie desto schneller zum Höchsten geleitet werden, so werden auch diese Schwächeren eben dadurch gefördert und von übeln Meinungen befreit werden; woraus Du die Nothwendigkeit jener Sätze ersiehst. Gewisse Eigenschaften liegen in uns, die uns im Einen träge, im Andern unbesonnen eifrig machen. Und es kann weder dieser vorschnelle Eifer gedämpft, noch jene Trägheit aufgeregt werden, wenn nicht die Ursachen davon entfernt werden, falsche Bewunderung und falsche Furcht. So lange diese uns besitzen, magst Du immerhin sagen: dieß mußst Du dem Vater leisten, dieß den Kindern, dieß den Freunden,

dieß den Gastfreunden. Es wird Einer den Versuch machen, aber der Geiz wird ihn zurückhalten. Er wird wissen, daß man für das Vaterland kämpfen müsse, aber die Furcht wird es ihm widerrathen. Er wird wissen, daß man für Freunde den letzten Tropfen Schweiß nicht scheuen soll, aber die Weichlichkeit wird es ihm verbieten. Er wird wissen, daß ein Kebsweib zu halten das schwerste Unrecht ist, das man der Gattin thun kann, aber die Wollust treibt ihn zum Gegentheile. Es wird also Nichts nützen, Vorschriften zu geben, wenn Du nicht vorher entfernt hast, was den Vorschriften im Wege steht; ebenso wenig, als es nützen wird, Einem Waffen vor Augen gelegt und ganz nahe gerückt zu haben, wenn nicht die Hände, die sie gebrauchen sollen, freigemacht werden. Damit die Seele den Vorschriften, welche wir geben, entgegenkommen könne, muß sie losgemacht werden. Meinen wir auch, es thue Einer, was er soll: er wird es nicht anhaltend, nicht gleichmäßig thun; denn er wird nicht wissen, warum er es thue. Manches wird durch Zufall oder durch Uebung richtig von Statten gehen; aber die Regel wird nicht zur Hand sein, nach welcher es erprobt wird, und welche die Ueberzeugung gibt, daß recht sei, was Einer gethan hat. Wer nur durch Zufall gut ist, der verspricht nicht von sich, daß er immer so sein werde.

Ferner werden die Vorschriften Dir vielleicht leisten, daß Du thust, was Du sollst; aber sie werden Dir nicht leisten, daß Du es thuest, wie Du sollst; und wenn sie dieses nicht leisten, so führen sie nicht zur Tugend. Wer ermahnt wird, der wird thun, was er soll. Ich gebe es zu. Aber das ist noch wenig. Denn nicht darauf, daß Etwas gethan wird, beruht das Lob, sondern darauf, wie Etwas gethan wird. Was ist schändlicher als eine verschwenderische, das Vermögen eines Ritters verzehrende Mahlzeit? was verdient mehr die Rüge des Censors, als wenn Einer, wie jene Schlemmer reden,

sich und seinem Genius solche Opfer bringt? Und doch haben Antrittsschmäuse die mäßigsten Männer so viele hunderttausend Sestertien gekostet. Dieselbe Ausgabe, wenn sie dem Gaumen zu lieb gemacht wird, ist schändlich, wenn um der Ehre willen, entgeht sie dem Tadel. Denn in letzterem Fall ist sie keine Verschwendung, sondern ein feierlicher Aufwand. Eine Seebarbe von ungeheurer Größe (warum setze ich aber das Gewicht nicht bei, um das Gelüste gewisser Leute zu reizen? sie soll vier und ein halbes Pfund gewogen haben) ließ Tiberius Cäsar, dem dieselbe geschickt worden war, zum Verkaufe auf den Markt bringen. Freunde, sprach er, es trügt mich Alles, wenn nicht die Barbe entweder von Apicius oder von P. Octavius gekauft wird. Ueber Erwarten traf seine Vermuthung ein: die beiden schlugen auf den Fisch; Octavius trug ihn davon und erndtete unter Leuten seiner Art einen hohen Ruhm, da er um 5000 Sestertien einen Fisch gekauft hatte, welchen Cäsar verkauft und nicht einmal Apicius gekauft hatte. So viel zu bezahlen, gereichte dem Octavius zur Schande, nicht aber jenem, welcher den Fisch gekauft hatte, um ihn dem Tiberius zu schicken (obgleich ich auch ihn tadeln möchte); denn dieser bewunderte den Gegenstand, dessen er nur den Cäsar für würdig hielt. Es sitzt Einer einem kranken Freunde zur Seite; wir billigen es: aber wenn er es um der Erbschaft willen thut, so ist er ein Geier, und wartet auf einen Leichnam. Dieselben Handlungen gereichen in dem einen Falle zur Schande, in dem andern zur Ehre; es kommt darauf an, warum oder wie sie geschehen. Alles aber wird uns zur Ehre gereichen, wenn wir selbst uns dem Ehrbaren geweiht haben, und dieß allein und was daraus hervorgeht unter allen menschlichen Dingen für gut erachten. Das Uebrige ist nur gut für den Augenblick. Darum muß eine Ueberzeugung, die sich auf das ganze Leben erstreckt, eingeprägt werden:

das ist, was ich einen Lehrsatz nenne. Wie diese Ueberzeugung beschaffen sein wird, so werden die Handlungen und die Gedanken beschaffen sein; und wie diese, so wird das Leben beschaffen sein. Nur für kleine Theile Rath zu geben, gilt Demjenigen wenig, welcher das Ganze ordnet. M. Brutus gibt in seinem Buche, welches den Titel führt περὶ καθήκοντος (Pflichtenlehre), mancherlei Vorschriften für Eltern und Kinder und Geschwister: diese wird Niemand erfüllen wie er soll, wenn er nicht Etwas hat, worauf er sie beziehen kann. Wir müssen das Ziel des höchsten Gutes vorsetzen, welchem wir nachstreben sollen, auf welches all unser Thun und Reden gerichtet sein soll, gleichwie die Schiffenden nach einem gewissen Gestirne den Lauf zu richten haben. Das Leben ohne ein vorgesetztes Ziel ist unstet. So wie ein solches vorgesetzt werden muß, so können Lehrsätze nicht entbehrt werden. Das wirst Du, wie ich glaube, mir zugeben, daß Nichts schimpflicher ist, als jene den Fuß zurückziehende Unsicherheit und Ungewißheit und Aengstlichkeit. Diese wird aber in allen Dingen bei uns eintreten, wenn nicht weggenommen wird, was die Seele zurückzieht und festhält, und uns hindert, bei dem, was wir unternehmen, ganz zu sein.

Wie die Götter zu verehren seien, darüber pflegen Vorschriften ertheilt zu werden. Mögen wir Einen abhalten, an Sabbathtagen Lichter anzuzünden: weil die Götter des Lichts nicht bedürfen, und auch die Menschen am Rauche keine Freude haben. Mögen wir verbieten, Morgenaufwartungen zu machen und an den Thüren der Tempel zu sitzen: menschlicher Ehrgeiz wird durch solchen Dienst bestochen; Gott verehrt, wer ihn kennt. Mögen wir verbieten, dem Jupiter Leinwand und Badstriegel zu bringen, und der Juno den Spiegel zu halten: die Gottheit sucht keine Diener; warum nicht? weil sie selbst dem Menschengeschlechte dient; sie ist allenthalben und

Allen zu helfen bereit. Es mag Einer hören, welches Maß er bei den Opfern beobachten, wie weit er von lästigem Dienst des Aberglaubens sich ferne halten solle: damit wird niemals genug gethan sein, wenn er nicht die Gottheit, wie sich gebührt, im Geiste aufgefaßt hat, als diejenige, die Alles hat und Alles gibt und die Wohlthat umsonst erweist. Was ist den Göttern der Grund zum Wohlthun? Ihre Natur. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Götter nicht schaden wollen; sie können nicht; sie können weder Unrecht erleiden, noch zufügen. Denn Verletzen und Verletztwerden kann nicht getrennt werden. Die Natur, die an Größe und Schönheit über Alles erhaben ist, hat diejenigen, welche sie der Gefahr entnommen hat, auch selbst nicht gefährlich gemacht. Die erste Verehrung der Götter ist, die Götter zu glauben; sodann ihre Majestät zu bekennen, und ihre Güte, ohne welche keine Majestät zu denken ist; zu wissen, daß sie es seien, welche der Welt vorstehen, Alles durch ihre Macht regieren, das menschliche Geschlecht beschützen und leiten, zuweilen um Einzelne sich bekümmernd. Sie geben und haben kein Uebel: dessenungeachtet züchtigen sie Manche, und halten sie in Schranken und legen Strafen auf, und strafen bisweilen durch ein scheinbares Gut. Du suchst die Gnade der Götter? Seie gut! Wer sie nachahmt, ehrt sie genug.

Es folgt die andere Frage: wie mit Menschen umzugehen sei? Was verlangen wir? was für Vorschriften geben wir? Daß wir Menschenblut schonen sollen? Wie wenig ist es, dem nicht zu schaden, dem man nützen soll! Wahrhaftig ein großes Lob, wenn ein Mensch gegen einen Menschen zahm ist! Wir werden vorschreiben, er solle dem Schiffbrüchigen die Hand reichen, dem Irrenden den Weg zeigen, mit dem Hungrigen sein Brod theilen? Wann werde ich Alles sagen, was Einer zu thun und zu lassen hat? während

ich kurz diese Formel für die Pflicht gegen Menschen ihm geben kann: All das, was Du siehst, und was Göttliches und Menschliches in sich beschließt, ist Eines: wir sind Glieder eines großen Körpers. Die Natur hat uns als Verwandte geschaffen, da sie uns aus demselben Stoffe und für die gleichen Zwecke hervorbrachte. Sie hat uns wechselseitige Liebe eingepflanzt und uns gesellig gemacht; sie hat Billigkeit und Recht gegründet; nach ihrer Einrichtung ist es ein größeres Unglück, zu schaden, als verletzt zu werden; nach ihrem Befehle sollen die Hände des Helfenden bereit sein. Jener Vers soll in unserem Herzen und Munde sein:

„Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches acht' ich mir fremd." *)

Wir sollen festhalten, daß wir zur Gemeinschaft geboren sind. Unsere Gesellschaft hat große Aehnlichkeit mit einem Gewölbe von Steinen, welches fallen würde, wenn diese nicht wechselseitig sich entgegenstünden, wodurch es eben gehalten wird.

Nach den Göttern und Menschen wollen wir sehen, wie mit den Dingen umzugehen sei. Umsonst verschwenden wir Vorschriften, wenn nicht eine Belehrung vorausgegangen ist, was wir über jedes Ding für eine Meinung haben sollen, über die Armuth und den Reichthum, über den Ruhm und die Schande, über das Vaterland und die Verbannung. Schätzen wir das Einzelne, indem wir seinen Ruf bei Seite setzen; untersuchen wir, was die Dinge sind, nicht was sie heißen.

Gehen wir zu den Tugenden über.

Es wird uns Einer vorschreiben, daß wir die Klugheit hochschätzen, die Tapferkeit erstreben, die Mäßigkeit lieben, und die Gerechtigkeit wo möglich noch mehr als die andern Tugenden uns

---

*) Terenz Heautontim. I, 1, 54.

aneignen sollen. Aber es wird Nichts fruchten, wenn wir nicht wissen, was die Tugend sei; ob es nur Eine oder mehrere gebe; ob sie getrennt oder zusammenhängend seien; ob, wer Eine besitze, auch die übrigen besitze; wodurch sie von einander sich unterscheiden. Ein Handwerker hat nicht nöthig, über sein Handwerk Untersuchungen anzustellen, was der Ursprung und was der Zweck desselben sei, so wenig als ein Pantomime über die Kunst des Tanzens. Alle solche Künste verstehen sich von selbst; es fehlt Nichts; denn sie beziehen sich nicht auf das ganze Leben. Die Tugend ist sowohl eine Kenntniß von Anderem als von ihr selbst. Man muß über sie selbst belehrt werden, um sie selbst zu lernen. Eine Handlung wird nicht recht sein, wenn der Wille nicht der rechte ist: denn aus diesem kommt die Handlung. Wiederum, der Wille wird nicht der rechte sein, wenn nicht die Stimmung der Seele die rechte ist: denn von dieser kommt der Wille. Mit der Stimmung der Seele ferner wird es nicht auf das Beste stehen, wenn sie nicht die Gesetze des ganzen Lebens gefaßt, und, was über jedes Ding zu urtheilen sei, untersucht, wenn sie nicht die Dinge auf ihren wahren Werth zurückgeführt hat. Keinem wird Ruhe zu Theil, als denjenigen, welche ein unveränderliches und sicheres Urtheil erlangt haben: die Andern fallen immer wieder und werden wieder aufgerichtet, und wogen abwechselnd zwischen Aufgegebenem und Begehrtem hin und her. Die Ursache des Schwankens ist keine andere, als weil denjenigen, welche von der unsichersten Führerin, der Meinung der Leute, sich leiten lassen, Nichts gewiß ist. Willst Du immer dasselbe wollen, so mußt Du das Wahre wollen. Zum Wahren gelangt man nicht ohne die Lehrsätze: sie enthalten das Leben in sich. Güter und Uebel, Ehrbares und Schändliches, Gerechtes und Ungerechtes, Gott Gefälliges und Gottloses, Tugenden und

Uebung der Tugenden, Besitz dessen, was das Leben angenehm macht, Ansehen und Würde, Gesundheit, Stärke, Schönheit, Schärfe der Sinne, das Alles verlangt einen Beurtheiler. Es muß erlaubt sein zu wissen, wie hoch man bei der Schätzung gehen darf. Denn Du täuschest Dich und glaubst von Manchem, es seie mehr werth, als es ist; und so sehr täuschest Du Dich, daß dasjenige, was bei uns für das Höchste gehalten wird, Reichthum, Gunst und Einfluß, einen Heller werth zu achten ist. Dieß wird Dir unbekannt sein, wenn Du nicht das Gesetz, nach welchem jene Dinge in ihrer Beziehung auf einander geschätzt werden, kennen gelernt hast. Gleichwie Blätter für sich nicht grünen können, sondern einen Zweig verlangen, an dem sie hängen und aus welchem sie den Saft ziehen: ebenso verwelken jene Vorschriften, wenn sie allein sind; sie wollen auf die Lehre gepropft sein.

Ueberdieß sehen diejenigen, welche die Lehrsätze aufheben, nicht ein, daß dieselben eben dadurch, wodurch sie aufgehoben werden, Bestätigung erhalten. Denn was sagen sie? daß durch die Vorschriften das Leben hinlänglich geregelt werde; daß die Lehrsätze der Weisheit, das heißt die Dogmen überflüssig seien. Aber was sie hier sagen, ist selbst ein Lehrsatz; ebenso fürwahr, als, wenn ich jetzt sagte, man müsse die Vorschriften als überflüssig aufgeben, man müsse die Lehrsätze vornehmen und allein um die Kenntniß von diesen sich bemühen, eben hiedurch, wodurch geleugnet würde, daß man um Vorschriften sich bekümmern dürfe, eine Vorschrift gegeben würde.

Einiges verlangt Ermahnung in der Philosophie und Einiges Beweis; und letzteren erfordern viele Fälle, weil sie verwickelt sind, und kaum durch die größte Sorgfalt und die größte Gründlichkeit klar gemacht werden können. Wenn Beweise nöthig sind, so sind

auch Lehrsätze nöthig, welche die Wahrheit in Ergebnisse zusammenfassen. Einiges ist klar und Einiges dunkel. Klar ist, was mit dem Sinne und Gedächtnisse aufgefaßt wird; dunkel, was außer diesem Gebiete liegt. Die Vernunft beschränkt sich aber nicht auf das, was am Tage liegt; wichtiger und schöner ist der Theil, der mit dem Verborgenen zu thun hat. Das Verborgene verlangt Beweis, und Beweis ist nicht ohne Lehrsätze; also sind Lehrsätze nöthig. Was einen Glauben allgemein macht, das bedingt auch seine Güte, nemlich Sicherheit der Ueberzeugung; und wenn ohne diese gleichsam Alles in der Seele schwimmt, so sind Lehrsätze nöthig, welche der Seele ein unveränderliches Urtheil geben. Endlich, wenn wir Einen ermahnen, daß er seinen Freund sich selbst gleich achte, daß er denke, aus einem Feinde könne ein Freund werden, daß er in jenem die Liebe anfache und in diesem den Haß beschwichtige, so setzen wir bei: das ist gerecht und ehrbar. Das Gerechte und Ehrbare aber enthält die Wissenschaft unserer Lehrsätze: also ist diese nothwendig, ohne welche auch jenes nicht ist. Aber wir wollen beides verbinden: denn ohne Wurzel sind die Zweige unnütz, und den Wurzeln selbst kommt das zu Gute, was sie erzeugt haben. Wie nützlich die Hände sind, das muß Jedermann wissen; ihre Hilfe liegt am Tage, das Herz dagegen, durch welches die Hände leben, von dem ihre Kraft und Bewegung rührt, ist verborgen. Dasselbe kann ich von den Vorschriften sagen: sie liegen offen da; die Lehrsätze der Weisheit aber sind im Verborgenen. Wie bei dem Götterdienste nur die Eingeweihten dasjenige wissen, was in höherem Grade heilig ist, so werden in der Philosophie jene Geheimnisse den in die heilige Gemeinschaft Zugelassenen und Aufgenommenen kund gethan; die Vorschriften aber und Anderes dergleichen ist auch den Ungeweihten bekannt.

Posidonius erklärt nicht nur das Vorschriftgeben (praeceptio, welches Wort zu gebrauchen Nichts uns hindert), sondern auch das Rathertheilen und das Trösten und Ermahnen für nothwendig. Hiezu fügt er die Untersuchung der Gründe (der den Namen aetiologia zu geben, wir nicht anstehen dürfen, da die Grammatiker, die Wächter der lateinischen Sprache, sie mit Recht so benennen). Er sagt, daß die Schilderung jeder einzelnen Tugend von Nutzen sein werde. Diese nennt Posidonius ethologia (Darstellung der Sitten): Einige nennen sie characterismus (Charakteristik), da sie die Kennzeichen und Merkmale aller Tugenden und Laster angibt, wornach die ähnlichen von einander unterschieden werden. Dieß Verfahren hat dieselbe Wirkung, wie das Vorschriftgeben. Denn wer Vorschriften gibt, sagt: das mußt Du thun, wenn Du mäßig sein willst. Wer Schilderungen gibt, sagt: mäßig ist, wer dieses thut und von jenem sich enthält. Fragst Du, was der Unterschied sei? Der eine gibt Vorschriften der Tugend, der Andere ein Beispiel. Daß diese Schilderungen, und um einen Ausdruck der Staatspächter zu gebrauchen, Ikonismen*) von Nutzen seien, gestehe ich. Halten wir das Lobenswerthe vor Augen, so wird die Nachahmung nicht ausbleiben. Du hältst für nützlich, daß Dir Kennzeichen gegeben werden, an welchen Du ein edles Pferd erkennst, damit Du

*) Die römischen Staatspächter (publicani) hatten nicht nur den Pacht der öffentlichen Einkünfte, sondern übernahmen auch die Ausführung öffentlicher Werke, so wie die Lieferung von Lebensmitteln und andern öffentlichen Bedürfnissen. Da jedoch solche Uebernahmen im Großen geschahen, so mußten sie sich selbst wieder an kleinere Unternehmer oder Lieferer wenden; und hiebei gaben sie ohne Zweifel die von Seneca erwähnten Ikonismen, oder genauen Schilderungen der auszuführenden Werke oder der zu liefernden Stoffe.

nicht bei einem Kaufe getäuscht werdest, und keine Mühe an ein unbrauchbares Thier verschwendest. Wie viel nützlicher ist es, die Merkmale einer trefflichen Seele zu kennen, welche von einem Andern auf sich überzutragen gestattet ist.

„Frühe durchschreitet die Flur von dem edlen Rosse das Füllen,
„Höheren Gangs, und wirft die geschmeidigen Schenkel zurücke.
„Vorzurennen den Weg, und den drohenden Strom zu versuchen
„Wagt es, und sich zu vertrauen dem unbekannten Gewässer.
„Und es scheut nicht das leere Geräusch; hoch raget der Hals ihm:
„Fein ist der Kopf, schmal formt sich der Bauch, und fett ist der Rücken,
„Strotzend von Muskeln die muthige Brust. —
— — „Wenn ferne der Klang von Waffen ertönet,
„Nimmer zu stehen vermag's: aufreckt es die Ohren, die Glieder
„Zittern, es rollt in den Nüstern das kaum verhaltene Feuer." *)

Indem unser Virgil von etwas Anderem handelt, hat er einen tapfern Mann beschrieben: ich wenigstens möchte von einem großen Manne kein anderes Bild entwerfen. Hätte ich den Cato darzustellen, wie er furchtlos unter dem Getöse der Bürgerkriege, zuerst gegen die Heere ausfällt, welche schon an den Alpen stehen, und dem Bürgerkriege entgegentritt: ich würde ihm keine andere Miene, keine andere Haltung geben. Höher konnte gewiß Niemand einherschreiten, als er, der zumal gegen Cäsar und Pompejus sich erhob, und während die Einen der Macht des Cäsar, die Andern der des Pompejus huldigten, beide Parteien herausforderte und bewies, daß auch noch eine Partei der Republik vorhanden sei. Denn es ist nicht genug, bei Cato zu sagen:

„Und er scheut nicht das leere Geräusch,"

da er vielmehr das wirkliche und nahe nicht scheut; da er gegen

*) Virgil, Georg. III. 75 ff. (vgl. die Uebers. von Osiander, Stuttg. 1835. S. 653.)

zehn Legionen und gallische Hilfsvölker und barbarische Heere vermischt mit den römischen die freie Stimme erhebt, und den Staat ermahnt, für die Freiheit den Muth nicht sinken zu lassen, sondern Alles zu versuchen, indem es ehrenvoller sei, in die Sclaverei zu fallen als zu gehen. Welches Feuer und welcher Muth und welche Zuversicht bei dem allgemeinen Zagen beseelt ihn! Er weiß, daß er der Einzige ist, um dessen Freiheit oder Knechtschaft es sich nicht handelt; denn es frage sich nicht, ob Cato frei, sondern ob er unter Freien sei. Daher die Verachtung der Gefahren und der Schwerter! Bewundernd die unbesiegte Standhaftigkeit des Mannes, der nicht wankt bei dem allgemeinen Einsturz, fühlt man sich zu den Worten aufgefordert:

„Und ihm strotzet von Muskeln die muthige Brust."

Es wird nicht blos von Nutzen sein, zu sagen, wie tugendhafte Männer zu sein pflegen, und ihre Gestalt und ihre Züge zu zeichnen, sondern auch zu erzählen, wie sie gewesen, und darzustellen jene letzte und tapferste Wunde Catos, durch welche die Freiheit den Geist aufgab; die Weisheit des Lälius und die Eintracht desselben mit seinem Scipio; die trefflichen Thaten des andern Cato zu Hause und auswärts; die hölzernen Speisebänke des Tubero bei dem öffentlichen Gastmahl und die Felle von Ziegenböcken statt der Decken, und die irdenen Gefäße, vor der Celle des Jupiter selbst für die Mahlzeiten *) aufgestellt. Was braucht es mehr? Die Armuth auf dem Capitolium zu heiligen **) — gesetzt ich hätte keine

*) Conviviis, wie es scheint das doppelte Mahl, das für die Götter und die Menschen bereitet ward. Vgl. unt., Brf. 98, S. 1972.

**) Ein richtiger Sinn der Worte wird sich nur bei der in der Uebersetzung befolgten Abtheilung (Quid aliud? Paupertatem in Capit. consecrare, ut nullum aliud etc.) ergeben.

andere That, um Jenen den Catonen anzureihen, halten wir das nicht für genug? Das war eine Censur, keine Mahlzeit! O wie wenig wissen die nach Ruhm begierigen Menschen, was derselbe sei und wie zu erlangen! An jenem Tage sah das römische Volk das Tischgeräth von Vielen, aber das von einem Einzigen bewunderte es. Das Gold und Silber von jenen Allen ist zerbrochen und tausendmal zusammengeschmolzen; aber die irdenen Gefäße des Tubero werden alle Jahrhunderte ausdauern.

Sechsundneunzigster Brief.

Der Weise und Tapfere ergibt sich in jedes Schicksal.

Wie kannst Du doch über Etwas unmuthig sein und klagen, während Du einsehen solltest, daß Nichts an jenen Dingen übel ist, als daß Du darüber unmuthig bist und klagst! Wenn Du mich fragst, so ist meine Meinung, daß es für den Mann kein Unglück gibt, außer daß es in der Welt Etwas gibt, was er für ein Unglück hält. Ich werde mich selbst nicht ertragen, an dem Tage da ich Etwas nicht werde ertragen können. Ich bin nicht gesund? Das gehört zu meinem Schicksal. Meine Leute liegen darnieder? die Schulden drücken? das Haus will einstürzen? Verluste, Wunden, Mühen, Gefahren sind eingetreten? So pflegt es zu gehen. Das ist nicht genug: es sollte so gehen. Dergleichen ist Fügung, nicht Zufall. Wenn Du mir einigen Glauben schenkst, da ich Dir genau meine innersten Regungen offenbare: bei Allem, was widrig und hart erscheint, habe ich mich so gewöhnt: ich gehorche Gott nicht, sondern stimme ihm bei; ich folge ihm von Herzen, nicht weil ich muß. Nichts wird je mir zustoßen, was ich traurig aufnähme und

mit übler Miene; keinen Tribut werde ich mit Widerwillen entrichten. Alles aber, wobei wir seufzen, wovor wir erschrecken, ist ein Tribut des Lebens. Davon, mein Lucilius, wirst Du weder hoffen noch suchen frei zu sein. Steinschmerz hat Dich beunruhigt; schlimm lautende Briefe sind eingelaufen*); ein Verlust folgt auf den andern. Ich will noch näher kommen: Du hast für Deine Ehre und Freiheit gefürchtet. Wie, Du wußtest nicht, daß Du dieß wünschtest, als Du ein hohes Alter wünschtest? Das Alles bringt ein langes Leben mit sich, wie eine lange Reise Staub und Koth und Regen. „Aber ich wollte leben und dabei von allen Beschwerlichkeiten frei sein.“ Eine so weibische Rede gereicht dem Manne zur Schande. Siehe zu, wie Du diesen meinen Wunsch aufnehmest; ich thue ihn großherzig, nicht blos gutherzig: „mögen Götter und Göttinnen verhüten, daß Du ein Liebling des Glückes werdest!“ Frage Dich selbst, wenn ein Gott Dir die Wahl vergönnte, ob Du lieber auf dem Speisemarkte oder im Lager leben wolltest. Aber leben, Lucilius, heißt Kriegsdienste thun. Diejenigen also, welche umhergeworfen werden, und unter Mühe und Beschwerde auf- und abwärts wandern, und die gefährlichsten Züge unternehmen, sind tapfere Männer, und die Ersten im Lager; diejenigen, welche einer faulen Ruhe, während Andere sich abmühen, weichlich sich hingeben, sind Turteltäubchen, denen die Schande Sicherheit schafft.

---

*) Nach der Conjectur v. Jan's (in den Neuen Jahrbb. f. Philol. ꝛc. 1843, 1. S. 24 f.) statt vero erunt (fuerunt) **venerunt**, vgl. Cic. ad Fam. XI, 24, 2.

Siebenundneunzigster Brief.

Jede Zeit bringt schlechte Menschen hervor; der Strafe des Bösen aber, und sey es auch nur der Furcht, kann Keiner entgehen.

Du irrst, mein Lucilius, wenn Du Ueppigkeit, Vernachlässigung der guten Sitte, und Anderes, was stets ein Jeder seinen Zeiten vorgeworfen hat, für einen unserem Jahrhundert eigenthümlichen Fehler hältst. Dergleichen ist den Menschen, nicht den Zeiten eigen; kein Zeitalter ist frei von Schuld gewesen. Und wenn Du anfangen willst, die Zügellosigkeit verschiedener Jahrhunderte zu prüfen, so muß man mit Scham es aussprechen: niemals wurde offener, als vor den Augen des Cato gesündigt. Sollte Einer glauben, daß Geld bei dem Gerichte im Spiele gewesen, in welchem Clodius der Angeklagte war wegen des Ehebruchs, den er offenkundig mit Cäsars Gattin begangen hatte, unter Verletzung der religiösen Gesetze jenes Opfers, das, wie man sagt, nach so strenger Entfernung aller Männer aus dem abgeschlossenen Gemache, daß selbst Gemälde von männlichen Wesen verdeckt werden, für das Volk gebracht wird. Allein die Richter empfiengen Geld; und was noch schändlicher ist als dieser Handel, es wurde überdieß die Hurerei mit Matronen und edlen Knaben an Soldes Statt bedungen. Es ward weniger bei dem Verbrechen als bei der Freisprechung gesündigt. Der wegen Ehebruchs Angeklagte theilte Ehebrüche aus, und war nicht vorher über seine Straflosigkeit beruhigt, als bis er seine Richter sich gleich gemacht. Solches geschah bei dem Gerichte, bei welchem, um Nichts Anderes zu erwähnen, Cato ein Zeugniß abgelegt hatte. Ich

will die Worte Cicero's (ad Att. I, 16.) selbst beisetzen, weil die Sache den Glauben übersteigt: „er ließ (die Richter) zu sich kommen, versprach, sagte gut, zahlte aus. Und dann — ihr guten Götter, welche Verworfenheit! bekamen einige Richter noch Nächte bei gewissen Frauen und die Kuppelung edler Knaben in den Kauf!" Es ist nicht der Mühe werth, über den Preis zu zanken, es war mehr an den Zugaben. Willst Du die Frau jenes strengen Mannes? Ich will sie Dir schaffen. Jenes reichen? Auch zu deren Genuß will ich Dir helfen. Wird der Ehebruch nicht von Dir selbst begangen, so verdamme ihn. Jene Schöne, nach welcher Du verlangst, wird kommen; von jener verspreche ich Dir eine Nacht, und zwar alsbald; noch vor dem neuen Termine wird mein Versprechen gelöst sein. Es ist ärger, Ehebrüche auszutheilen, als zu begehen; das erstere heißt Hausfrauen Befehle ertheilen *). Diese Clodianischen Richter hatten vom Senate eine Wache erbeten, welche sie nur bedurften, im Falle sie ein Verdammungsurtheil sprächen, und hatten sie erhalten. Daher bemerkte ihnen Catulus witzig nach Freisprechung des Angeklagten; „Wozu verlangtet ihr eine Wache von uns? vielleicht, damit das Geld Euch nicht geraubt werde?" Unter diesen Spöttereien jedoch blieb der Angeklagte straflos, der vor dem Processe ein Ehebrecher und während des Processes ein Kuppler war, der von der Verurtheilung auf schlimmere Weise sich frei machte, als er dieselbe verdiente. Kannst Du Dir eine größere Sittenverderbniß denken, als hier sich zeigte, da die Wollust weder in Religionshandlungen noch in den Gerichten eine Schranke fand, da bei der gerichtlichen Verhandlung selbst, welche

*) Man erinnere sich hiebei an den strengen Begriff von der Herrschaft der römischen Hausfrau, die der des Hausherrn in ihrem Gebiete ähnlich war.

in Folge eines Senatsbeschlusses außerordentlicher Weise angestellt wurde, Aergeres begangen wurde, als das, worüber verhandelt wurde? Bei der Verhandlung fragte es sich: ob Einer nach einem Ehebruch straflos sein könne; es zeigte sich, daß er ohne Ehebruch nicht straflos sein könne. Solches geschah unter den Augen des Pompejus und Cäsar, des Cicero und Cato: des Cato, sage ich, bei dessen Anwesenheit das Volk die Entblößung der Buhlerinnen, wie sie unter den muthwilligen Scherzen der Floralien *) vorkommt, zu verlangen sich nicht erlaubt haben soll. Glaubst Du, daß damals die Menschen in den Schauspielen strenger gewesen seien, als in den Gerichten? Dergleichen wird geschehen und ist geschehen; und die Ausgelassenheit der Städte wird wohl hie und da durch Zucht und Furcht, aber niemals von selbst nachlassen. Du hast daher keinen Grund zu glauben, daß jetzt der Sittenlosigkeit am meisten und den Gesetzen am wenigsten Raum gelassen sei. Denn die heutige Jugend ist weit enthaltsamer, als die damalige, da der Angeklagte den Ehebruch bei den Richtern leugnete, die Richter aber bei demselben eingestanden; da Unzucht getrieben wurde aus Anlaß des zu fällenden Urtheiles; da Clodius durch dieselben Laster sich Gunst erwarb, durch die er strafbar war, und Kupplerei trieb, während er sich zu vertheidigen hatte! Sollte es Jemand glauben? Der schuldig war durch einen Ehebruch, wurde freigesprochen durch viele.

Jede Zeit wird Clodier, nicht jede Catonen hervorbringen. Zum Schlimmen sind wir leicht entschlossen, weil weder ein Führer noch ein Begleiter fehlen kann; und auch von selbst, ohne Führer und

*) Die Floralien wurden jedes Frühjahr (28. April bis 1. Mai) zu Ehren der Flora (Blumen- oder Frühlings-Göttin, nach gräcisirender Weise mit Chloris identificirt) durch allerlei Muth-

ohne Begleiter geht die Sache vor sich: nicht blos abhängig*), sondern abschüssig ist der Weg zum Laster. Und was die Meisten unverbesserlich macht: in allen andern Künsten beschämen die Fehler den Künstler und sind dem Irrenden zum Anstoß: die Fehler im Leben machen Vergnügen. Der Steuermann freut sich nicht, wenn sein Fahrzeug zu Grunde geht; der Arzt freut sich nicht, wenn ihm ein Kranker beerdigt wird; der Redner freut sich nicht, wenn durch die Schuld des Vertheidigers der Angeklagte verurtheilt wird: in seinem Vergehen dagegen findet Jeder Vergnügen. Jener freut sich des Ehebruchs, zu welchem ihn eben die Schwierigkeit gereizt hat; jener freut sich des Betrugs und Diebstahls; und das Vergehen macht ihm nicht früher Kummer, als der Erfolg desselben. Dahin kommt es durch üble Gewöhnung. Im Uebrigen, um Dich zu überzeugen, daß auch in den Gemüthern, die auf die schlimmsten Abwege gerathen sind, noch ein Sinn für das Gute liege, und daß kein Nichtwissen, sondern ein Hinwegsehen über die Schande Statt findet: sie verheimlichen Alle ihre Vergehen, und wenn dieselben auch einen glücklichen Erfolg gehabt, so genießen sie nur ihre Früchte, sie selbst verbergen sie. Das gute Gewissen aber will hervortreten und sich sehen lassen; die Bosheit fürchtet selbst die Finsterniß. Treffend ist daher, wie mir scheint, der Ausspruch des Epikur: „Dem Schuldigen kann es gelingen, daß er verborgen bleibe, nicht aber, daß er die Gewißheit habe, verborgen zu bleiben;“ oder, wenn Du glaubst, dieser Gedanke könne besser auf folgende Weise ausgedrückt werden: Darum hilft das Verborgenbleiben den Sündern Nichts, weil sie

---

willen und insbesondere durch üppige Tänze, bei welchen die Freudenmädchen eine Hauptrolle spielten, gefeiert.

*) Da die bessern Handschriften statt pronum sämmtlich **praenuntius** haben, so liest v. Jan (a. a. O. S. 25.) **praeruptius**.

zwar das Glück haben können, verborgen zu bleiben, aber nicht die Bürgschaft dafür. So ist es: geschützt können Verbrechen sein, aber nicht gesichert. Daß dieser Satz unserer Schule widerstreite, wenn er so erläutert wird, glaube ich nicht. Warum? weil die erste und höchste Strafe der Sünder ist, daß sie gesündigt haben; weil kein Verbrechen, mag auch das Glück durch seine Gunst es ehren, und es beschützen und vertheidigen, ungestraft bleibt, indem die Strafe des Verbrechens im Verbrechen liegt. Aber dessenungeachtet folgen jener ersten Strafe auf dem Fuße noch andere, nemlich die beständige Furcht und Angst, und das Mißtrauen in die eigene Sicherheit. Warum soll ich die Bosheit befreien von dieser Strafe? warum soll ich sie nicht beständig in der Spannung lassen? Darin wollen wir von Epikur abweichen, wenn er sagt, daß es von Natur keine Tugend gebe, und daß Verbrechen nur darum zu meiden seien, weil die Furcht nicht gemieden werden könne. Darin wollen wir ihm beistimmen, daß böse Thaten vom Gewissen gegeißelt werden, und daß dieses eine Menge von Martern in sich hat, indem eine beständige Angst es drängt und peitscht, indem es den Bürgen seiner Sicherheit nicht trauen kann. Denn eben dieß, Epikur, beweist, daß wir von Natur das Verbrechen verabscheuen, weil Keiner, auch unter schützenden Umständen, frei von Furcht ist. Viele befreit das Glück von der Strafe, Niemand von der Furcht. Aus welchem andern Grunde, als weil ein Abscheu vor dem uns eingepflanzt ist, was die Natur verdammt hat? Daher vertrauen auch diejenigen, die verborgen bleiben, niemals auf das Verborgenbleiben, weil das Gewissen sie überführt, und sie ihnen selbst entdeckt. Dem Schuldigen aber ist es eigen, zu zittern. Es würde schlecht um uns stehen, da eine Menge Verbrechen dem Gesetz und dem Richter und den geschriebenen Strafen sich entziehen: wenn nicht in jenen natürlichen und

schweren Strafen, denen sie nicht entfliehen können, die Vergeltung läge, und wenn nicht die Furcht an die Stelle des wirklichen Leidens träte.

Achtundneunzigster Brief.

Das Glück hängt nicht von äußern Gütern ab.

Halte nie Einen für glücklich, der vom Glücke abhängt! Auf Zerbrechliches stützt sich, wer sich an dem erfreut, das von Außen kommt: die Freude wird verschwinden, wie sie erschienen ist. Aber was aus dem Innern entsprungen, ist treu und fest, und nimmt zu, und begleitet uns bis ans Ende: das Andere, dessen Bewunderung sich für den Pöbel schickt, ist gut für den Augenblick. Doch wie? Kann es nicht zum Nutzen und Vergnügen dienen? Wer leugnet es? Aber dann nur, wenn es von uns abhängt, nicht wir von ihm. Alles, was im Bereiche des Glückes liegt, ist dann nur fruchtbringend und angenehm, wenn derjenige, der es hat, auch sich selbst hat und nicht in der Gewalt seiner Sachen ist. Denn diejenigen irren, Lucilius, welche glauben, daß irgend ein Gut oder Uebel durch das Schicksal uns zugetheilt werde: dieses gibt den Stoff zu Gütern und Uebeln, und die Keime von Dingen, welche bei uns zu Uebeln oder Gütern erwachsen sollen. Denn stärker als alles Schicksal ist die Seele; sie wendet die Begegnisse selbst nach dieser oder jener Seite, und ist sich selbst die Ursache eines glücklichen oder unglücklichen Lebens. Der Böse wendet Alles zum Bösen, auch was mit dem Schein des Besten gekommen war; der Rechtschaffene und Tugendhafte verbessert das Schlimme, was das Schicksal bringt, und mildert das Harte und Herbe, indem er es zu tragen weiß; derselbe

nimmt das Angenehme dankbar und bescheiden auf, und das Widrige standhaft und tapfer. Mag es ihm auch an Klugheit nicht fehlen, mag er Alles nach reifer Ueberlegung thun, mag er Nichts über seine Kräfte versuchen: jenes vollkommene Gut, das keine Drohung zu fürchten hat, wird ihm nur dann zu Theil werden, wenn er gewiß ist gegen das Ungewisse. Magst Du Andere beobachten (denn in fremder Sache ist das Urtheil freier), oder auch Dich selbst, wenn Du die Partheilichkeit abgelegt: Du wirst erkennen und eingestehen, daß Nichts von diesen wünschenswerthen und schätzbaren Dingen nützlich sei, wenn Du Dich nicht gegen die Flüchtigkeit des Zufalls und der Dinge, die dem Zufall folgen, vorsiehst, wenn Du nicht öfters und ohne Klage bei jedem Verluste sagst: den Göttern hat es anders gefallen. Oder vielmehr, damit ich einen kräftigeren und richtigeren Spruch anführe, in welchem Dein Muth eine noch bessere Stütze finden mag, so oft etwas anders gegangen ist, als Du gedacht, so mußt Du sprechen: die Götter haben es besser gemacht. Wer so gefaßt ist, der ist vor jedem Zufall geschützt. Eine solche Fassung aber wird gewinnen, wer bedenkt, was der Wechsel menschlicher Dinge vermag, bevor er es erfährt; wer Kinder und Frau und Vermögen so besitzt, als müsse er sie nicht immer besitzen, und als werde er deßwegen nicht unglückseliger sein, wenn er aufgehört habe sie zu besitzen. Elend ist die Seele, welche über der Zukunft sich ängstigt, und unglücklich ist vor dem Unglück, wer sich darüber kümmert, daß ihm dasjenige, woran er sich erfreut, auch bis zum Ende verbleibe. Denn er wird zu keiner Zeit Ruhe haben, und wird in der Erwartung des Kommenden das Gegenwärtige, das er genießen konnte, verlieren. Es ist aber die Furcht, eine Sache zu verlieren, dem Verlust derselben gleich zu achten.

Darum schreibe ich Dir aber keine Sorglosigkeit vor. Viel-

mehr wende Du ab, was zu fürchten ist; was immer durch Ueberlegung vorgesehen werden kann, das siehe vor; was irgend Schaden bringen kann, das erforsche und entferne, noch lange ehe es eintritt. Eben hiezu wird Dir Deine Zuversicht und Deine Entschlossenheit, Alles auszuhalten, am meisten von Nutzen sein. Derjenige kann sich vor dem Schicksal hüten, der es ertragen kann; wenigstens geräth er nicht in Unruhe, so lange noch Stille herrscht. Nichts ist unglücklicher und thörichter, als sich voraus zu fürchten. Was für ein Unsinn ist es, seinem Unglück vorauszuschreiten! Endlich, um meine Meinung kurz zusammenzufassen, und Dir jene ängstlichen und sich plagenden Leute zu schildern, die im Unglück selbst so wenig ein Maß kennen, als vor demselben: mehr leidet Derjenige, als nöthig ist, der früher leidet, als nöthig ist. Denn die gleiche Schwäche läßt ihn sein Leiden nicht schätzen, welche ihn dasselbe nicht erwarten läßt. Die gleiche Unkenntniß eines Maßes läßt ihn ein ewiges Glück sich einbilden, und läßt ihn sich einbilden, daß dasjenige, was ihm zu Theil geworden, zunehmen, und nicht blos dauern müsse; und vergessend jenes Schwungrades, das alles Menschliche hin und her wirft, verspricht er sich allein die Beständigkeit des Zufälligen. Vortrefflich scheint mir daher der Ausspruch des Metrodorus in dem Briefe, in welchem er seiner Schwester nach dem Verluste eines Sohnes von den trefflichsten Anlagen zuspricht: „Sterblich ist jedes Gut der Sterblichen." Er spricht von denjenigen Gütern, nach welchen die Menge rennt. Denn jenes wahre Gut ist dem Tode nicht unterworfen; es ist sicher und beständig, die Weisheit und die Tugend: dieß ist das einzige Unsterbliche, was den Sterblichen zu Theil wird. Doch sind sie so übermüthig, und vergessen so sehr, wohin sie gehen, und wohin jeder einzelne Tag sie mit sich fortreißt, daß sie sich wundern, wenn sie Etwas verlieren,

da sie an Einem Tage Alles verlieren werden. Was es auch ist, dessen Herr Du heißest, es ist bei Dir, und nicht Dein: nichts Festes gibt es für den Wankenden, nichts Ewiges und Unüberwindliches für den Hinfälligen. Das Vergehen ist so nothwendig wie das Verlieren; und eben in dieser Einsicht liegt der Trost, daß wir mit Gleichmuth verlieren können, was bestimmt ist zu vergehen.

Was für eine Hilfe nun finden wir gegen diese Verluste? Diese, daß wir das Verlorene im Gedächtniß behalten, und nicht zugleich mit demselben die Frucht uns entgehen lassen, die wir davon genossen: das Besitzen wird uns entrissen, das Besessenhaben niemals. Sehr undankbar ist, wer nach dem Verluste für das Empfangene Nichts zu schulden glaubt. Die Sache entreißt uns der Zufall; den Nutzen und Genuß davon läßt er uns, und wir selbst verlieren diesen durch ungerechte Sehnsucht. Sage Dir: von jenen Dingen, die furchtbar scheinen, ist keines unbezwinglich. Jedes Einzelne haben Viele schon bezwungen: Mucius das Feuer; Regulus das Kreuz; Sokrates das Gift; Rutilius die Verbannung; Cato den Tod durch das Schwerdt: so mögen auch wir Etwas bezwingen! Hinwiederum jene Dinge, welche als glanzvoll und beglückend die Menge hinreißen, sind von Vielen und oft verachtet worden. Fabricius hat den Reichthum als Imperator von sich gewiesen und als Censor mit Schimpf belegt; Tubero hat die Armuth seiner selbst und des Capitoliums für würdig erachtet, indem er bei einem öffentlichen Gastmahl irdenes Geräth gebrauchte, und dadurch anzeigte, daß die Menschen mit dem sich begnügen sollen, was selbst die Götter gebrauchten! Sextius der Vater wies Ehrenstellen von sich. Da er durch seine Geburt berufen war, sich um Staatsämter zu bewerben, nahm er den breiten Purpurstreif nicht an, den der vergötterte Julius ihm geben wollte; denn er sah ein, daß, was gegeben werden

könne, auch genommen werden könne. Verrichten auch wir eine muthvolle That! und stellen uns unter diejenigen, die zu Beispielen dienen! Warum sind wir kleinmüthig? warum verzweifeln wir? Was geschehen konnte, kann noch geschehen. Machen wir nur unsere Seele rein, und folgen wir der Natnr; wer von dieser sich verirrt, der muß begehren und fürchten und dem Zufälligen dienen. Es steht uns frei, auf den Weg zurückzukehren und in den vorigen Stand wieder eingesetzt zu werden. Lassen wir uns wieder einsetzen, damit wir die Schmerzen, auf welche Weise sie den Körper befallen, ertragen, und dem Schicksal sagen können: „Du hast mit einem Manne zu thun; suche einen Andern, den Du besiegen kannst." — —*)

Durch solche und ähnliche Reden wird der Schmerz des Geschwürs gelindert: von welchem ich beim Hercules wünsche, daß er gemildert und entweder geheilt werde, oder innehalte und mit ihm altere.**) Aber über ihn selbst bin ich beruhigt: von unserem Verluste handelt es sich, denen der vortreffliche Greis entrissen wird. Denn er selbst ist des Lebens satt, und verlangt nicht um seinetwillen, sondern um deren willen, denen er nützlich ist, daß demselben noch Etwas zugesetzt werde. Er bringt ein Opfer, indem er lebt. Ein Anderer hätte bereits diesen Martern ein Ende gemacht: er hält es für eben so schimpflich, den Tod zu fliehen, als zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. Wie aber? wird er nicht, wenn die Umstände es anrathen, aus dem Leben gehen? Warum sollte er es nicht, wenn Niemand mehr ihn brauchen kann? wenn er nur noch für den

*) Der Inhalt der folgenden Sätze nöthigt uns, eine Lücke an dieser Stelle anzunehmen.

**) Nemlich mit dem Greisen, von welchem Seneca im Folgenden spricht, und in der vorauszusetzenden Lücke gesprochen haben muß.

Schmerz sich abmühen wird? Das heißt, mein Lucilius, die Philosophie an ihrer Wirkung lernen und nach dem wahren Vorbild sich üben: zu sehen, welchen Muth ein Weiser dem Tod und dem Schmerze entgegenzusetzen habe, wenn jener herankommt und dieser drückt. Wie zu handeln sei, muß von dem Handelnden gelernt werden. Bisher haben wir durch Gründe zu entscheiden gesucht, ob Einer dem Schmerze widerstehen, ob der heranrückende Tod auch große Geister beugen könne. Was haben wir Worte nöthig? Gehen wir zur Sache, wie wir sie vor Augen haben! Jenen Mann macht weder der Tod muthiger gegen den Schmerz, noch der Schmerz gegen den Tod. Gegen beide vertraut er auf sich selbst; er leidet weder geduldig in Hoffnung des Todes, noch stirbt er gerne aus Ueberdruß des Schmerzes; diesen erträgt er, und jenen erwartet er.

Neunundneunzigster Brief.

Trostschreiben an einen Vater, der einen Sohn in zartem Alter verloren.

Ich sende Dir den Brief, den ich dem Marullus schrieb, als er sein Söhnchen verloren hatte, und diesen Verlust, wie man sagte, auf weichliche Weise ertrug. Ich befolgte in demselben nicht die gewöhnliche Sitte, und glaubte nicht, daß man ihn sanft behandeln müsse, da er eher einen Verweis als Trost verdiente. Denn einem Hartbetroffenen, der eine große Wunde schwer erträgt, muß ein Wenig nachgegeben werden; er soll sich sättigen, oder wenigstens dem ersten Ungestüme den Lauf lassen. Diejenigen, welche das Trauren sich vorgenommen haben, sind sofort zu züchtigen, und zu belehren, daß es auch eine Albernheit der Thränen gibt.

„Du erwartest Trostgründe? Empfange Vorwürfe! So weichlich erträgst Du den Tod eines Sohnes? Was würdest Du thun, wenn Du einen Freund verloren hättest? Es starb Dir ein Sohn von ungewisser Hoffnung, noch im frühesten Alter; eine Kleinigkeit an Zeit gieng verloren. Wir suchen Ursachen des Schmerzes auf, und wollen noch unbillige Klagen über das Schicksal führen, als ob es uns nicht gerechte Ursachen zu Klagen geben würde. Aber fürwahr, ich glaubte, Du habest es so weit gebracht, daß Du Muth genug gegen wirkliche Uebel habest, geschweige gegen jene Schatten von Uebeln, über welche die Menschen seufzen, weil es so Sitte ist. Wenn Du den größten Verlust unter allen, nemlich den eines Freundes erlitten hättest, so hättest Du Dir Mühe geben müssen, Dich mehr darüber zu freuen, daß Du ihn hattest, als Dich darüber zu betrüben, daß Du ihn verlorst. Aber die Meisten berechnen nicht, wie viel sie genossen, wie sehr sie sich gefreut haben. Das Schlimme hat neben dem Uebrigen jener Schmerz, daß er nicht nur überflüssig, sondern undankbar ist. Also, daß Du einen solchen Freund gehabt hast, Das war vergeblich? in so vielen Jahren, durch eine so enge Verbindung im Leben, eine so vertraute Gemeinschaft in den Studien, ist Nichts erreicht worden? Mit dem Freunde begräbst Du die Freundschaft? Und was trauerst Du, ihn verloren zu haben, wenn es nicht von Werth ist, ihn besessen zu haben? Glaube mir, ein guter Theil von denen, welche wir geliebt haben, bleibt bei uns, wenn auch der Zufall sie selbst hinweggenommen. Uns gehört die Zeit, die verflossen ist, und Nichts ist an einem sichereren Orte, als was gewesen ist. Wir sind undankbar gegen das, was wir genossen, in Hoffnung des Zukünftigen; als ob nicht, was zukünftig ist, wenn es nur uns näher gekommen, alsbald in das Vergangene übergehen würde. Enge begrenzt den Genuß der Dinge, wer nur an dem

Gegenwärtigen sich freut; sowohl Zukünftiges als Vergangenes gewährt Vergnügen, jenes in der Erwartung, dieses in der Erinnerung; aber das eine schwebt und kann auch nicht geschehen, von dem anderen ist es unmöglich, daß es nicht gewesen sei. Welcher Wahnsinn ist es also, das Gewisseste sich entgehen zu lassen! Lassen wir uns an dem genügen, was wir schon geschöpft haben; wenn wir nur nicht mit durchlöcherter Seele schöpften, welche wieder durchließ, was sie aufgenommen hatte.

„Unzählig sind die Beispiele derjenigen, welche ihre Söhne als Jünglinge ohne Thränen zu Grabe trugen; welche vom Scheiterhaufen in den Senat, oder zu irgend einem öffentlichen Geschäfte zurückkehrten, und sogleich etwas Anderes vornahmen. Und nicht mit Unrecht: denn fürs Erste ist es überflüssig, zu trauren, wenn man durch das Trauren Nichts erreicht; sodann ist es unrecht, sich über das zu beklagen, was Einem begegnet ist, und Allen vorbehalten bleibt. Es ist ferner eine thörichte Klage der Sehnsucht, da doch zwischen dem Verlorenen und dem sich Sehnenden ein so geringer Zwischenraum ist: wir müssen also desto gleichmüthiger sein, weil wir denjenigen folgen, die wir verloren haben. Beachte die Schnelligkeit der reißend dahin fließenden Zeit: bedenke die Kürze dieses Raumes, welchen wir eilends durchrennen: betrachte diesen Zug des menschlichen Geschlechtes, der sich nach Einem Ziele bewegt, durch die kleinsten Zwischenräume getrennt, auch wenn sie als die größten erscheinen: von dem Du glaubst, er sei verloren gegangen, der ist vorausgeschickt. Was ist aber widersinniger, als wenn Du denselben Weg zurückzulegen hast, denjenigen zu beweinen, der vorausgegangen ist? Beweint Einer ein Ereigniß, von dem er wohl wußte, daß es kommen werde? oder wenn er bei einem Menschen nicht an den Tod dachte, so hat er sich selbst betrogen.

Beweint Einer ein Ereigniß, von dem er sagte, daß es nicht ausbleiben könne? Wer darüber klagt, daß Einer gestorben sei, der klagt, daß derselbe ein Mensch gewesen sei. Alle sind an dasselbe Loos gebunden: wen es traf, geboren zu werden, dem bleibt das Sterben vorbehalten. Durch Zwischenräume sind wir unterschieden, durch den Ausgang gleich gemacht. Das, was zwischen dem ersten und letzten Tage liegt, ist manchfaltig und ungewiß; wenn Du die Beschwerden rechnest, auch für den Knaben lang, wenn die Schnelligkeit, auch kurz für den Greis. Alles ist schlüpfrig und trügerisch, und veränderlicher als irgend ein Wetter. Alles wird auf Geheiß des Schicksals hin- und hergeworfen und geht in sein Gegentheil über; und in diesem Wogen der menschlichen Dinge ist Keinem Etwas sicher als der Tod. Und doch klagen Alle über das, worin allein kein Einziger getäuscht wird.

„Aber er ist als Knabe gestorben. — Ich sage noch nicht, daß es demjenigen besser geht, der aus dem Leben scheidet; gehen wir zu demjenigen über, der ein hohes Alter erreicht hat: wie wenig hat er mehr als ein Kind! Denke Dir die Unermeßlichkeit der grundlosen Zeit, und umfasse das Ganze; sodann vergleiche das, was wir ein menschliches Lebensalter nennen, mit dem Unendlichen, und Du wirst sehen, wie gering das ist, was wir wünschen, und was wir ausdehnen. Wie viel davon nehmen Thränen und Kümmernisse ein! wie viel der Tod, den man wünscht, ehe er kommt! wie viel die Sorge für die Gesundheit, wie viel die Furcht, wie viel kommt auf die in Unwissenheit oder unnütz verlebten Jahre! Die Hälfte davon wird verschlafen. Dazu füge die Mühen, die Trauerfälle, die Gefahren: und Du wirst erkennen, daß auch bei dem längsten Leben das Wenigste ist, was wahrhaft gelebt wird. Aber wer wird Dir zugeben, daß derjenige nicht besser daran sei, welcher bald umkehren darf, welcher

vor der Ermüdung die Reise vollendet hat? Das Leben ist weder ein Gut noch ein Uebel; es ist der Ort für das Gute und das Ueble. Jener hat also Nichts verloren, als ein Spiel, bei welchem der Verlust das Sicherere ist. Er konnte bescheiden und weise werden; er konnte unter Deiner Leitung zum Besseren gebildet werden: aber, was man mit größerem Rechte fürchtet, er konnte auch der Mehrzahl ähnlich werden. Betrachte jene Jünglinge, welche die Ueppigkeit aus den edelsten Häusern auf den Kampfplatz der Fechter geworfen hat; betrachte jene, welche in wechselseitiger Unzucht die eigene und fremde Lust befriedigen; bei denen kein Tag ohne Trunkenheit, keiner ohne eine ausgezeichnete Schandthat vergeht: so wird es am Tage liegen, daß man mehr fürchten als hoffen konnte. Du darfst also keine Ursachen des Schmerzens herbeiholen, und geringes Ungemach durch Unmuth vergrößern. Ich ermahne Dich nicht, daß Du Deine Kraft zusammenfassest und Dich aufrichtest: ich urtheile nicht so schlimm von Dir, daß ich glaubte, Deine ganze Stärke seie dagegen anzurufen. Es ist kein Schmerz, sondern ein Stich: Du machst einen Schmerz daraus. Ohne Zweifel hat die Philosophie es weit gebracht, wenn Du den Verlust eines Knaben, welcher der Amme noch bekannter war als dem Vater, mit tapferem Muthe erträgst!

„Wie? so empfehle ich hiemit Hartherzigkeit, und verlange, daß beim Leichenbegängniß selbst keine Miene sich bewege, und leide nicht einmal, daß das Herz sich zusammenziehe! Keineswegs! Es ist Unmenschlichkeit, keine Tugend, die Leichen der Seinigen mit denselben Augen wie sie selbst zu sehen, und bei der ersten Trennung von nahen Angehörigen nicht gerührt zu werden! Nimm aber an, daß ich es verbiete: gewisse Dinge sind außer unserer Willkühr; auch denen, die sie zurückhalten, entfallen die Thränen, und erleichtern das Herz, wenn man ihnen den Lauf läßt. Wie ist es also?

Wir wollen ihnen erlauben, zu fallen, aber nicht gebieten: es fließe, so viel das Gefühl vergießen läßt, nicht aber so viel die Nachahmung verlangt. Thun wir Nichts zu der wahren Trauer hinzu, und vermehren sie nicht nach dem Beispiele Anderer. Das Schautragen des Schmerzes verlangt mehr als der Schmerz; wie viele sind traurig für sich selbst? Sie seufzen lauter, wenn sie gehört werden, und still und ruhig in der Einsamkeit werden sie, sobald sie Jemand sehen, zu neuem Thränenerguß gereizt. Dann greifen sie mit den Händen nach ihrem Haupte, was sie ungehinderter thun konnten, da Niemand sie abhielt; dann wünschen sie sich den Tod an; dann wälzen sie sich auf dem Lager. Ohne Zuschauer kommt kein Schmerz zum Vorschein. Es begleitet uns, wie in andern Fällen, so auch in diesem der Fehler, daß wir uns nach dem Beispiele richten, welches die Meisten uns geben, und daß wir nicht auf das sehen, was Pflicht ist, sondern auf das, was Gewohnheit ist. Wir weichen ab von der Natur, und geben uns der Menge hin, welche in keinem Stücke ein guter, und hierin, wie in Allem, ein höchst veränderlicher Rathgeber ist. Sieht sie Einen standhaft in seiner Trauer, so nennt sie ihn lieblos und verwildert; sieht sie Einen zusammensinken und neben den Leichnam sich hinstrecken, so nennt sie ihn weibisch und entnervt. Alles ist also zur Vernunft zurückzuführen.

„Nichts in der That ist thörichter, als sich um den Ruf der Traurigkeit zu bemühen, und seine Thränen zeigen zu wollen. Solche entfallen dem Weisen nach meinem Dafürhalten theils mit seiner Zulassung, theils durch ihre eigene Gewalt hervorgetrieben. Ich will angeben, welcher Unterschied Statt findet. Wenn uns die erste Nachricht von einem herben Todesfalle betroffen hat; wenn wir den Leichnam festhalten, der aus unserer Umarmung in das Feuer übergehen soll: so preßt eine natürliche Gewalt die

Thränen heraus, und der Geist, von dem Schlage des Schmerzes betroffen, erschüttert, wie den ganzen Körper, so auch die Augen, und drückt und treibt die Feuchtigkeit heraus, die ihnen nahe liegt. Diese Thränen fließen, indem sie ausgestoßen werden, ohne unsern Willen. Andere gibt es, welchen wir den Ausgang öffnen, wenn das Andenken an die, welche wir verloren haben, wieder hervorgerufen wird; und es ist etwas Süßes in der Traurigkeit, wenn wir uns an ihre angenehmen Gespräche, ihre heitere Unterhaltung, ihre dienstwillige Liebe erinnern, dann erleichtern sich die Augen, wie in der Freude. Diesen Thränen geben wir nach, von jenen werden wir überwältigt. Darum ist kein Grund, die Thränen um dessen willen, der bei Dir steht oder sitzt, zurückzuhalten oder auszupressen: wenn die Thränen ausbleiben oder fließen, so ist es niemals eine solche Schande, als wenn sie gemacht werden. Von selbst mögen sie fließen; und sie können es, ohne daß die Ruhe und Fassung verloren geht. Oft sind sie unbeschadet des Ansehens eines Weisen vergossen worden; mit solcher Mäßigung, daß ihnen weder die Menschlichkeit noch die Würde fehlte. Es ist erlaubt, sage ich, der Natur zu gehorchen, wenn die Würde bewahrt wird. Ich habe solche gesehen, die bei dem Leichenbegängnisse der Ihrigen ehrwürdig erschienen, und aus deren Antlitz die Liebe hervorstrahlte, während alles Trauergepränge entfernt war. Nichts war da, als was den wahren Gefühlen eingeräumt wurde. Es gibt einen Anstand auch im Schmerze: diesen muß der Weise bewahren; und wie in den übrigen Dingen, so gibt es auch in den Thränen ein Genug. Bei Thoren fließt der Schmerz wie die Freude über. Mit Gleichmuth nimm das Nothwendige auf. Was ist Unglaubliches, was Neues geschehen? Für wie viele wird gerade das Leichenbegängniß bestellt! für wie viele wird das Todtenbett gekauft! Wie viele trauern nach Deiner Trauer!

„So oft Du denkst, daß er noch ein Knabe gewesen sei, so denke zugleich, daß er ein Mensch gewesen, dem nichts Sicheres verheißen wird, den das Schicksal nicht unbedingt zu einem hohen Alter führt, sondern den es abtreten läßt, wo es ihm gefällt. Immerhin sprich häufig von ihm, und feire, so viel Du kannst, sein Andenken, welches häufiger zu Dir zurückkehren wird, wenn es, ohne Schmerz zu erregen, kommen wird. Denn Niemand geht gerne mit einem Traurigen um, geschweige mit der Traurigkeit. Wenn Du gewisse Reden und gewisse Scherze von ihm, so klein er auch war, mit Vergnügen gehört hast, so wiederhole sie öfters: versichere keck, daß er Deine Hoffnungen hätte erfüllen können, die Du in väterlichem Sinne gefaßt hattest. Die Seinigen zu vergessen, und ihr Andenken mit ihrer Leiche zu Grabe zu tragen, sie übermäßig zu beweinen und sparsam sich ihrer zu erinnern, beweist ein unmenschliches Herz. So lieben Vögel und wilde Thiere ihre Jungen; ihre Liebe ist leidenschaftlich und beinahe rasend, aber wenn sie ihren Gegenstand verloren hat, erlischt sie völlig. Dieß schickt sich nicht für den Weisen; die Erinnerung soll dauern, die Trauer aber aufhören.

„Auf keine Weise billige ich das, was Metrodorus sagt: es gebe ein Vergnügen, das mit der Traurigkeit verbunden sei; dieses müsse man in solchen Zeiten zu erhaschen suchen. Ich setze die eigenen Worte des Metrodorus bei. Erster Brief des Metrodorus an seine Schwester. „Es gibt nämlich ein (mit der Trauer verbundenes) Vergnügen, auf welches man in solcher Zeit ausgehen muß“. *)

---

*) Die eigenen Worte des Metrodorus (in griech. Sprache) sind in den Handschriften, in denen sie nicht gänzlich fehlen, so verdorben, daß eine sichere Lesart nicht herzustellen ist. Die obige Uebersetzung folgt dem von Schweighäuser gegebenen und von Fickert wiederholten Texte.

Ich zweifle nicht, was Deine Meinung hierüber sein wird. Denn was ist schändlicher, als in der Trauer selbst und sogar mittelst der Trauer nach Vergnügen zu haschen, und auch unter Thränen das zu suchen, was uns wohlthue! Das sind die Leute, welche uns allzugroße Strenge vorwerfen und unsere Vorschriften wegen ihrer Härte verlästern, weil wir sagen, der Schmerz seie entweder in das Gemüth nicht einzulassen, oder alsbald auszutreiben. Was in der That ist unbegreiflicher, oder des Menschen unwürdiger, bei dem Verluste eines Freundes keinen Schmerz zu fühlen, oder im Schmerze selbst nach Vergnügen zu jagen? Unsere Vorschrift ist würdig: wenn die Gemüthsbewegung einige Thränen vergossen und so zu sagen abgeschüttet habe, so dürfe man die Seele dem Schmerz nicht überlassen. Was sagst Du? unter den Schmerz selbst seie Vergnügen zu mischen! So trösten wir die Knaben mit Kuchen, und stillen das Greinen der Kinder, indem wir ihnen Milch eingeben. Nicht einmal in dem Zeitpunkte, da Dein Sohn auf dem Scheiterhaufen, oder ein Freund in den letzten Zügen liegt, läßst Du das Vergnügen ruhen, sondern die Trauer selbst willst Du kitzeln. Ist es würdiger, wenn der Schmerz aus dem Gemüthe entfernt, oder wenn das Vergnügen auch zu dem Schmerze zugelassen wird? zugelassen, sage ich? erhascht, und zwar aus dem Schmerze selbst! Es gibt ein Vergnügen, sagt er, das der Traurigkeit verwandt ist. Dieß zu sagen ist uns erlaubt, aber Euch ist es nicht erlaubt. Ihr kennt nur Ein Gut, das Vergnügen, und Ein Uebel, den Schmerz. Was kann zwischen Gut und Uebel für eine Verwandtschaft Statt finden? Aber nimm an, daß eine solche Statt finde: wird sie gerade in diesem Zeitpunkt aufgefunden, und untersuchen wir den Schmerz selbst, ob er etwas Angenehmes und Vergnügliches an sich habe? Gewiße Heilmittel, die bei einigen Theilen des Körpers heilsam sind, können als garstig

und unanständig bei andern nicht gebraucht werden; und was anderswo nützen würde, ohne die Schamhaftigkeit zu verletzen, das wird unschicklich durch den Ort der Wunde. Schämst Du Dich nicht, die Trauer durch Vergnügen zu heilen? Strengere Mittel sind bei dieser Wunde nöthig. Erinnere vielmehr daran, daß kein Gefühl eines Uebels den erreiche, welcher untergegangen ist; denn wenn es ihn erreicht, so ist er nicht untergegangen. Nichts kann demjenigen wehe thun, der nicht mehr ist; er lebt, wenn ihm Etwas wehe thut. Was glaubst Du, daß für den Verstorbenen schlimm sei? daß er nicht mehr ist? oder daß er noch ist? Aber das kann ihm doch keine Plage sein, daß er nicht mehr ist: denn wie kann der ein Gefühl haben, welcher nicht ist? und auch das nicht, daß er ist: denn dem Schwersten am Tode ist er entgangen, dem Nichtsein. Auch das wollen wir demjenigen sagen, der einen im frühsten Lebensalter Dahingerafften beweint und zurückwünscht: Wir Alle, was die Kürze der Lebenszeit betrifft, stehen in Vergleich mit der ganzen Zeit, sowohl Jünglinge als Greise, einander gleich. Denn von der ganzen Zeit kommt weniger an uns, als daß man sagen könnte, das Wenigste; denn das Wenigste ist doch ein Theil; aber was wir leben, ist dem Nichts am nächsten; und doch (welche Thorheit von uns!) wird es weit auseinander gerückt.

„Dieß schrieb ich Dir, nicht als ob Du ein so spätes Heilmittel von mir erwarten würdest, denn ich zweifle gar nicht, daß Du Dir selbst gesagt hast, was Du hier lesen wirst, sondern um die geringe Weile, in der Du Dir selbst untreu geworden, Dir vorzurücken, uud Dich für die Zukunft zu ermahnen, daß Du Dein Gemüth gegen das Schicksal aufrichtest, und gegen alle seine Geschoße, nicht als zönnten sie kommen, sondern als könnten sie nicht ausbleiben, Dich vorsehest."

Hundertster Brief.

Ueber den Styl des Fabianus.*)

Du schreibst mir, Du habest die Bücher des Fabianus Papirius, welche die Aufschrift Civilia (politische Schriften) führen, mit großer Begierde gelesen; sie haben aber Deiner Erwartung nicht entsprochen. Du klagst sodann, vergessend, daß es sich von einem Philosophen handle, den Styl desselben an. Gesetzt, es seie, wie Du sagst: er lasse seine Worte ausströmen, statt sie zu gestalten; so liegt fürs Erste eben hierin ein gewisser Reiz, und es besteht darin die eigenthümliche Schönheit einer sanft dahinfließenden Rede. Denn nach meiner Meinung ist sehr zu unterscheiden, ob die Rede herausstürze, oder fließe. Aber auch in dem, was ich nun angeben will, liegt noch ein großer Unterschied. Fabianus läßt, wie mir scheint, seine Rede nicht ausströmen, sondern strömen; so reichlich ist sie, und kommt einher, ohne Ungestüm, und doch nicht ohne Bewegung. Das gesteht sie offen und verkündet es, daß sie nicht mühevoll bearbeitet und lange gedrechselt ist. Aber wir wollen annehmen, daß es sei, wie Du willst: er hat Charaktere, nicht Worte gebildet, und hat jene Schriften für das Gemüth, und nicht für das Ohr geschrieben. Ueberdieß, hättest Du ihn selbst reden hören, so hättest Du keine Zeit gefunden, die Theile zu betrachten: so sehr hätte das Ganze Dich hingerissen; und bekannt ist ja, daß was auf den ersten Anlauf gefällt, sich weniger bewährt, wenn es zur Hand genommen wird.

*) Vgl. über diesen, zu Seneca's Zeit angesehenen Philosophen, Gelehrten u. Redner Sen. Ep. 11, 3. 40, 11. 52, 10. 58, 4. Consol. ad Marc. 23, 3. Nat. Qu. III, 27. M. Seneca Controv. II. Prooem. Plin. H. N. XXXVI, 15. (24.)

Aber auch das ist viel, beim ersten Anblicke die Augen festzuhalten: wenn auch eine sorgfältige Betrachtung Etwas zu tadeln finden wird. Wenn Du mich fragst, so ist derjenige größer, der das Urtheil davonträgt, als der es verdient. Und der letztere, ich weiß es, ist allzusicher; er macht sich allzu kühne Versprechungen von der Zukunft.

Eine ängstliche Rede geziemt sich nicht für den Philosophen. Wo wird doch derjenige tapfer und standhaft sein, wo wird derjenige sich in Gefahr begeben, der in Worten ängstlich ist? Fabianus war nicht nachlässig in der Rede, aber sicher; Du wirst daher nichts Gemeines bei ihm finden. Seine Worte sind gewählt, nicht gesucht; sie sind nicht nach der Weise unseres Jahrhunderts ihrer Natur zuwider gestellt und verkehrt; sie sind glänzend, obwohl der allgemeinen Sprache entnommen; Du hast edle und große Gedanken, die nicht in einen Spruch zusammengezwängt, sondern ausführlicher entwickelt sind. Wir werden finden, was nicht genug beschnitten, was nicht recht gefügt ist, was nicht diese neuere Feile hat: wenn Du überall umhergeblickt, so wirst Du keine eitlen Künsteleien finden. Fehle immerhin der bunte Marmorschmuck, und die Vertheilung von Wasser, das die Zimmer durchfließt, und die Celle des Armen, und was sonst noch die Ueppigkeit, mit dem einfachen Schmuck nicht zufrieden, zusammenmengt: wie man zu sagen pflegt, das Haus ist fehlerfrei. Dem Bisherigen füge bei, daß man über den Styl nicht einig ist. Einige wünschen ihn aus dem Rauhen herausgearbeitet; Einige lieben eine solche Härte desselben, daß sie selbst das, was durch Zufall sich weicher gestaltet hat, absichtlich zerstören, und je den Schluß eines Satzes abbrechen, damit er nicht der Erwartung entspreche. Lies den Cicero: dessen Styl hat Einheit; er biegt sich gefällig, und ist nachgiebig, ohne sich preiszugeben. Der des Asinius Pollio dagegen ist holprig uud vorspringend, und läßt

den Leser im Stich, wo er es am wenigsten erwartet. Mit einem Worte, bei Cicero verläuft sich Alles und bei Pollio stürzt Alles zum Schluß, mit Ausnahme von wenigen Sätzen, die nach einem gewissen Maße und nach Einem Muster gefügt sind. Du sagst ferner, Alles erscheine Dir niedrig und wenig gehoben; von welchem Fehler er nach meinem Urtheile frei ist. Was Du niedrig nennst, das ist vielmehr gehalten, und gemäß einer ruhigen und gefaßten Stimmung der Seele gebildet; es ist nicht niedergedrückt, sondern eben. Man findet nicht die rednerische Lebhaftigkeit, und die Stacheln, die Du suchst, und die plötzlichen Gedankenblitze: was aber den ganzen Körper betrifft, so magst Du sehen, wie weit die Kunst ihn verschönert hat; edel ist er gewiß. Seine Rede hat keine eigene, aber eine (von dem Gegenstande) geliehene Würde. Sage mir, wen Du dem Fabianus vorsetzen könntest. Nenne den Cicero, dessen auf die Philosophie sich beziehende Schriften fast so zahlreich sind, wie die des Fabianus. Ich will es zugeben: aber nicht sogleich ist klein, was kleiner als das Größte. Nenne den Asinius Pollio: ich will es zugeben; und wir wollen antworten: in einer so großen Sache heißt es hervorragen, der Nächste nach Zweien zu sein. Nenne mir noch den T. Livius: denn er hat theils Dialogen, welche man ebenso zur Geschichte wie zur Philosophie rechnen kann, theils solche Bücher, welche ausgesprochener Maßen die Philosophie behandeln, geschrieben. Auch diesem will ich die Stelle einräumen: aber siehe, wie viele derjenige hinter sich hat, der nur von dreien besiegt wird, und von den drei beredtesten.

Aber er leistet nicht Alles; seine Rede ist nicht kraftvoll, wenn sie auch sich erhebt; sie ist nicht gewaltig, nicht reißend, wenn sie auch sich ergießt; sie ist nicht durchsichtig, sondern nur rein. Du verlangest, sagst Du, daß gegen die Laster streng, gegen die Gefahren

muthvoll, gegen das Schicksal stolz, gegen den Ehrgeiz verachtungsvoll gesprochen werde: ich will, daß die Ueppigkeit gestraft, die Wollust an den Pranger gestellt, die Zügellosigkeit gebändigt werde; rednerisches Feuer, tragische Größe, komische Feinheit sollen an ihrer Stelle hervortreten. — Willst Du, daß er mit Geringfügigem, mit den Worten sich zu schaffen mache? Er hat der Größe der Sachen sich geweiht; seine Beredtsamkeit ist wie ein Schatten, den er wirft, ohne daß er dabei sich bemüht. Ohne Zweifel wird nicht Alles gründlich erwogen und in sich abgerundet sein, nicht jedes Wort, ich gestehe es, wird den Leser erregen und berühren; es werden viele Streiche geführt werden und nicht treffen, und bisweilen wird die Rede ohne Wirkung vorübergehen; aber Alles wird lichtvoll sein, und so weit der Weg ist, so wird kein Ueberdruß eintreten. Endlich wird er das leisten, daß es Dir deutlich wird, er habe gefühlt, was er schrieb: Du wirst einsehen, es sei ihm darum zu thun gewesen, daß Du wissest, was ihm gefalle, nicht daß er Dir gefalle. Alles geht darauf aus, zu fördern und auf die Gesinnung einen guten Einfluß zu üben: nicht um Beifall ist es zu thun. Daß seine Schriften also beschaffen seien, bezweifle ich nicht, obgleich ich sie mehr in der Erinnerung, als gegenwärtig habe, und ihre Färbung mir noch deutlich ist, nicht von frischer Anschauung, so daß ich damit vertraut wäre, sondern im Allgemeinen, wie es bei einer alten Bekanntschaft Statt zu finden pflegt. Wenigstens da ich ihn hörte, schienen sie mir von solcher Art; nicht vollkommen, aber reich an Inhalt, und geeignet, einen Jüngling von guter Anlage emporzuheben und zu ihrer Nachahmung aufzufordern, ohne daß er verzweifeln müßte, sie zu übertreffen. Und diese Ermunterung scheint mir die wirksamste. Denn derjenige schreckt ab, welcher die Begierde der Nachahmung nur erregt, aber die Hoffnung benimmt. Uebrigens

hatte er Wortfülle, und ohne daß einzelne Theile besonders hervortreten, war er glänzend im Ganzen.

Hundertunderster Brief.

Betrachtungen aus Anlaß eines plötzlichen Todesfalls.

Jeder Tag, jede Stunde zeigt uns, wie Nichts wir sind, und erinnert uns durch irgend einen neuen Beweis an die so leicht von uns vergessene Gebrechlichkeit; und während wir im Geiste eine Ewigkeit vor uns hatten, zwingt sie uns dann, den Tod in das Auge zu fassen. Was dieser Eingang wolle, fragst Du? Du kanntest den Senecio Cornelius, diesen angesehenen und gefälligen römischen Ritter. Er hatte sich von geringem Anfang selbst emporgehoben, und schon war ihm der Weg zu dem Uebrigen mühelos. Denn leichter ist der Fortgang in der Würde, als der Ausgang. Ebenso bedarf das Geld am meisten Zeit, um aus der Armuth herauszukommen. Auch dieser Senecio ging auf Reichthum aus, zu welchem ihn zwei sehr wirksame Mittel führten, die Kunst zu erwerben und zu bewahren; von denen schon die eine ihn hätte reich machen können. Nachdem dieser äußerst mäßige, nicht weniger für sein Vermögen, als für seinen Körper besorgte Mann, mich nach Gewohnheit in der Frühe besucht, sodann den ganzen Tag hindurch einem schwer erkrankten und ohne Hoffnung darniederliegenden Freunde bis in die Nacht zur Seite gesessen und endlich heiter gespeist hatte: wurde er von einer jähen Krankheit, nämlich der Bräune, befallen, und vermochte kaum bis zu Tagesanbruch den durch Verengerung der Kehle zurückgehaltenen Athem zu holen. Wenige Stunden also,

nachdem er noch alle Verrichtungen und Pflichten eines völlig Gesunden gethan hatte, schied er aus dem Leben. Er, der sein Geld zu Lande und zu Wasser umtrieb, der auch öffentliche Geschäfte, um keine Erwerbsart unversucht zu lassen, übernommen hatte, wurde mitten unter dem Betrieb seiner glücklich von Statten gehenden Angelegenheiten, mitten unter dem Zufluß des reißend sich vermehrenden Geldes dahingerafft.

„Jetzt, Meliböus, die Birnen gepfropft, jetzt Reben geordnet!" *)

Wie thöricht ist es, über sein ganzes Leben zu verfügen, während wir nicht einmal des morgenden Tages Herr sind! Welcher Unsinn ist es, weit aus sehende Hoffnungen anzuknüpfen? — Ich will kaufen, bauen, ausleihen, eintreiben, Ehrenstellen bekleiden: dann erst will ich mein müdes und gesättigtes Alter der Ruhe übergeben. — Alles, glaube mir, ist auch für die Glücklichen zweifelhaft; Nichts soll sich Einer von der Zukunft versprechen; auch das, was wir ergriffen haben, entgeht uns unter den Händen; und die Stunde selbst, die wir festhalten, schneidet ein Zufall ab. Es wälzt sich die Zeit, nach festem Gesetze zwar, allein im Dunkeln. Was berührt es mich aber, ob der Natur gewiß ist, was mir ungewiß ist? Wir setzen uns lange Seefahrten, und späte Rückkehr ins Vaterland, nachdem wir fremde Küsten durchirrt haben, Kriegsdienst, und den langsam herbeikommenden Lohn für die Mühen im Felde, Procurationen und stetes Vorrücken von einem Amte zum andern vor: indessen der Tod uns zur Seite steht. Weil wir aber diesen nur immer als fremden denken, so werden nns Beispiele der Sterblichkeit von Zeit zu Zeit vorgeführt, um länger nicht, als so lange wir uns wundern, zu haften. Was ist aber thörichter, als sich zu wundern,

---

*) Virgil. Eclog. I, 74 (nach Voß).

daß an irgend einem Tage geschieht, was an jedem geschehen kann? Es steht zwar ein Ziel für uns fest, wo die unerbittliche Nothwendigkeit der Geschicke es gesteckt hat: aber Niemand weiß, wie nahe bei demselben er sich befindet. Setzen wir daher unser Gemüth in eine solche Fassung, als wenn wir am Ende angelangt wären; schieben wir Nichts auf; bringen wir täglich die Rechnung mit dem Leben ins Reine. Der größte Fehler des Lebens ist, daß es stets unvollendet ist und daß Etwas von demselben verschoben wird. Wer täglich an sein Leben die letzte Hand anlegt, bedarf der Zeit nicht. Aus diesem Bedürfen aber entspringt die Furcht vor dem Zukünftigen wie die Begierde nach demselben, die die Seele aufzehrt. Nichts ist elender als die Sorge, wie das Kommende ablaufen werde. Wer nicht gefaßt ist, wie viel oder wenig oder was noch übrig sei, der wird von einer unwiderstehlichen Angst beunruhigt. Auf welche Weise werden wir solcher Unruhe entgehen? Wenn unser Leben nicht vorwärts strebt, wenn es sich in sich abschließt: denn der hängt von der Zukunft ab, für welchen die Gegenwart nutzlos ist. Wenn ich mir aber bezahlt habe, was ich mir schuldig bin; wenn das befestigte Gemüth weiß, daß kein Unterschied zwischen einem Tag und einem Jahrhundert sei: dann schaut es auf Alles, was ferner von Tagen und Ereignissen kommen wird, von erhabenem Standpunkt hinaus, und denkt unter eitlem Lachen die Folge der Zeiten. Denn wie kann die Manchfaltigkeit und Veränderlichkeit der Zufälle Dich beunruhigen, wenn Du sicher bist gegen das Unsichere? Darum eile, mein Lucilius, zu leben: und einzelne Tage halte für einzelne Leben! Wer auf solche Weise gerüstet ist, wem täglich sein Leben ganz ist, der ist unbesorgt. Denen, die in Hoffnung leben, entschlüpft gerade die nächste Zeit, und eine Gier befällt sie, und die kläglichste Furcht, die Alles kläglich macht, die Todesfurcht. Daher jener schimpfliche

Wunsch des Mäcenas, wornach er Lähmung und Entstellung und zuletzt die Nägel des Kreuzes sich gefallen läßt, wenn nur unter diesen Leiden der Athem verlängert werde.

Mach' mich gelähmt an Hand,
Gelähmt an Fuß und Hüft',
Gib einen Höcker mir,
Schlag' wacklig mir die Zähn':
So lang' ich leb', ist's gut!
Um's Leben werd' ich selbst
Am Kreuze hängend flehn.

Was das Unglücklichste wäre, wenn es einträte, wird gewünscht; und als wäre das Leben, wird Verlängerung der Qual verlangt. Ich würde ihn für den verächtlichsten Menschen halten, wenn er bis zum Kreuze leben wollte. Nun aber sagt er: magst Du mich lähmen, wenn nur Athem im gebrochenen und unnützen Körper bleibt; magst Du mich verunstalten, wenn nur dem Mißgebildeten und Entstellten einige Zeit noch zugesetzt wird; magst Du mich ans Kreuz heften und den scharfen Kreuzesnagel mir zum Sitze geben: es ist so viel werth, seine Wunde noch länger bluten zu lassen, und aufgezogen am Galgen zu hängen, wenn er nur, was bei den Leiden das Beste ist, das Ende der Marter verschiebt; es ist so viel werth, das Leben zu haben, um es aufzuzehren. — Was kann man einem Solchen wünschen, als die Götter möchten ihm willfahren? Was ist das Verlangen jenes schmählich weibischen Gedichtes? Wozu versteht sich die wahnsinnige Furcht? Was will diese schnöde Bettelei um das Leben? Sollte man denken, daß Virgil ihm je die Stelle gelesen habe:

„Ist denn so gar unselig der Tod?" *)

*) Aen. XII, 646.

Er wünscht die ärgsten Leiden, und will, daß dasjenige, was am schwersten zu ertragen ist, verlängert und unterhalten werde: um welchen Preis? Um den eines längeren Lebens. Was heißt aber leben für ihn? Lange sterben! Es gibt einen Menschen, der lieber unter Martern dahinschwinden und Glied um Glied umkommen und oftmals tropfenweise sein Leben verlieren als einmal aushauchen will. Es gibt einen Menschen, der an jenes unglückliche Holz geschlagen, und zuvor schon gelähmt, verkrümmt, und zu einem garstigen Höcker auf Schultern und Brust auseinandergetrieben, so daß er auch außer dem Kreuze schon viele Ursachen zum Sterben hatte, ein Leben in die Länge ziehen will, das so viele Qualen in die Länge zieht. Leugne nun, daß die Nothwendigkeit des Todes eine große Wohlthat der Natur sei. Viele sind bereit, sich zu noch Schlimmerem zu verstehen: auch den Freund zu verrathen, um länger zu leben, und ihre Kinder mit eigener Hand zur Schändung zu überliefern, um damit das Schauen des Lichts zu erkaufen, das um so viele Verbrechen weiß. Man muß der Begierde zum Leben sich entschlagen und lernen, daß es gleichgültig sei, wann man erleide, was man irgend einmal erleiden muß. Es kommt darauf an, wie gut man lebe, nicht wie lange: oft aber liegt das Gutleben darin, daß man nicht lange lebe.

Hundertundzweiter Brief.

Untersuchung der Frage, ob der Ruhm ein Gut sei. Darstellung der hohen Würde der menschlichen Seele.

Gleichwie Einer, der einen angenehmen Traum hat, über den sich ärgert, der ihn erweckt (denn er beraubt ihn eines Vergnügens,

welches, auch wenn es ein trügerisches ist, doch die Wirkung eines wahren hat): so hat Dein Brief mir wehe gethan. Denn er rief mich von einem wohlthuenden Gedanken zurück, in welchen ich mich versenkt hatte, und welchen ich, wenn ich gekonnt hätte, weiter verfolgt haben würde. Es machte mir Freude, über die Ewigkeit der Seelen nachzudenken, ja in der That, auf dieselbe zu vertrauen: denn gerne vertraute ich mich den Meinungen großer Männer an, die die wünschenswertheste Sache mehr verheißen, als beweisen. Ich gab mich so großer Hoffnung hin, und war mir schon zum Ueberdrusse; ich verachtete schon den Rest meines gebrechlichen Alters, da ich in jene unermeßliche Zeit und in den Besitz der ganzen Ewigkeit übergehen sollte: als ich plötzlich durch den Empfang Deines Briefes erweckt wurde, und eines so schönen Traumes verlustig ging. Doch wenn ich Dich zurückgewiesen habe, so will ich denselben wieder aufnehmen und mir aneignen.

Der Anfang Deines Briefes beschuldigt mich, die Untersuchung, in welcher ich zu beweisen versuchte, was die Unsrigen behaupten, daß der Ruhm, der nach dem Tode zu Theil werde, ein Gut sey, nicht vollständig behandelt zu haben. Denn nicht von mir gelöst sei der Einwurf, welcher uns in dem Satze gemacht wird: kein Gut besteht aus Getrenntem; dieser Ruhm aber besteht aus Getrenntem. Die Frage, die Du aufwirfst, mein Lucilius, betrifft dieselbe Untersuchung, gehört aber einem anderen Orte an: und darum hatte ich nicht nur dieß, sondern auch anderes eben dahin Gehörendes verschoben. Denn wie Du weißst, so ist einiges Logische dem Moralischen beigemischt. Daher handelte ich von der einfachen, auf die Sitten bezüglichen Frage: ob es thöricht und überflüssig sei, über den letzten Tag hinaus seine Sorge zu erstrecken? ob unsere Güter mit uns untergehen, und ob Nichts mehr von dem sei, der nicht mehr ist? ob aus dem,

was wir dann, wenn es sein wird, nicht fühlen werden, vor seinem Vorhandensein irgend ein Nutzen gezogen oder ein solcher darin gesucht werden könne? Das Alles bezieht sich auf die Sitten und ist daher an seinen Ort gesetzt. Was dagegen von den Dialektikern gegen diese Meinung gesagt wird, das mußte getrennt werden: und darum wurde es bei Seite gesetzt. Jetzt, weil Du Alles verlangst, will ich Alles, was sie sagen, auseinandersetzen, und dann dem Einzelnen begegnen. Wenn ich jedoch nicht Einiges vorausschicke, so kann nicht verstanden werden, was widerlegt werden soll. Was ist es nun, das ich vorausschicken will?

Daß einige Körper zusammenhängend seien, wie der Mensch; einige zusammengesetzt, wie ein Schiff, ein Haus, überhaupt alle Dinge, deren verschiedene Theile durch Zusammenfügung zu Einem Ganzen gemacht sind; einige aus getrennten Theilen, deren Glieder noch gesondert sind, wie ein Heer, das Volk, der Senat: denn diejenigen, durch welche solche Körper gebildet werden, sind durch Recht oder Pflicht verbunden, von Natur sind sie getrennt und bestehen für sich. Was ist es, das ich weiter noch vorausschicken will?

Wir glauben, daß es kein Gut gebe, was aus Getrenntem besteht: denn von Einem Geiste muß Ein Gut zusammengehalten und regiert werden, Einheit des Wesens muß bei Einem Gute Statt finden. Dieß wird, wenn Du es verlangen solltest, für sich bewiesen; inzwischen setzen wir es voraus, da die eigenen Waffen gegen uns gekehrt werden.

„Ihr saget," heißt es, „daß kein Gut aus Getrenntem bestehe: jener Ruhm aber ist die günstige Meinung guter Menschen. Denn wie der gute Ruf nicht auf der Rede eines Einzigen, und der üble Ruf nicht auf der schlimmen Meinung eines Einzigen beruht: so besteht auch der Ruhm nicht darin, daß man Einem Guten gefalle.

Es müssen hierin mehrere ausgezeichnete und vorzügliche Männer übereinstimmen, damit Ruhm entstehe. Dieser entspringt aus den Urtheilen von Mehreren, das heißt Getrennten: also ist er kein Gut."

„Der Ruhm," heißt es, „ist ein Lob, was von Guten dem Guten ertheilt wird. Lob ist eine Rede. Die Rede ist ein Laut, der Etwas bezeichnet: ein Laut aber, auch wenn er von guten Menschen kommt, ist kein Gut. Denn nicht Alles, was ein guter Mensch thut, ist ein Gut: denn er klatscht auch Beifall und zischt; aber weder sein Klatschen noch Zischen nennt irgend Jemand, und sollte er auch Alles an ihm bewundern und loben, ein Gut, so wenig als sein Nießen oder Husten. Hiernach ist der Ruhm kein Gut."

„Auf den letzten Punkt zu kommen, saget uns, ob er ein Gut des Lobenden oder Gelobten sein soll. Wenn ihr saget, er sei ein Gut des Lobenden, so thut ihr etwas so Lächerliches, als wenn ihr versichern würdet, es gehe mich an, daß ein Anderer sich wohl befinde. Nun aber ist es eine tugendhafte Handlung, Würdige zu loben: darum ist es ein Gut des Lobenden, dessen Handlung es ist, nicht von uns, die wir gelobt werden: das aber war die Frage."

Ich will jetzt in Kürze auf das Einzelne antworten. Für's Erste wird noch darüber gestritten, ob ein Gut aus Getrenntem bestehen könne, und die Meinungen sind auf beide Seiten vertheilt. Sodann sind viele Stimmen dem Ruhme erwünscht; allein er kann auch mit dem Urtheile eines einzigen Guten zufrieden seyn; der Gute erklärt uns für gut. Wie also? heißt es, auch der gute Ruf wäre demnach die Meinung eines Einzigen, und der üble Ruf die böse Nachrede eines Einzigen? Auch die Ehre, heißt es, finde ich weiter ausgedehnt: denn sie verlangt die Einstimmung Vieler. Zwischen diesen jedoch (der Ehre und dem Rufe) und jenem (dem Ruhme) ist

ein Unterschied. Und warum das? weil, wenn ein Guter gut von mir denkt, ich in demselben Falle bin, wie wenn alle Guten ebenso dächten; denn alle werden, wenn sie mich kennen gelernt, ebenso denken. Ihr Urtheil ist das gleiche und selbige; sie bleiben, einer wie der andere, bei der Wahrheit, und können nicht in Widerstreit kommen. Also gilt es dafür, als wenn sie alle dasselbe dächten, weil ihr Denken kein verschiedenes seyn kann. Zur Ehre oder zum guten Rufe reicht aber die Meinung eines Einzigen nicht hin. Dort vermag Eine Meinung so viel als die Meinung von Allen, weil diese, wenn darnach gefragt würde, Eine wäre: hier sind es von ungleichen Menschen verschiedene Urtheile und ungleiche Stimmungen. Du wirst Alles zweifelhaft, unzuverlässig, verdächtig finden. Glaubst Du, daß Alle Eine Meinung haben können? Nicht ein Einziger hat Eine Meinung. Jenem gefällt das Wahre: die Wahrheit ist Eine im Wesen und in der Gestalt. Bei diesen ist es Falsches, dem sie beipflichten: niemals aber bleibt das Falsche sich selbst gleich; es wechselt und ist mit sich in Widerspruch.

„Aber das Lob," heißt es, „ist nichts Anderes als ein Laut: ein Laut aber ist kein Gut." Wenn sie sagen, Lob sei ein Gut, welches Guten von Guten zu Theil werde, so setzen sie es schon nicht in den Laut, sondern in das Urtheil. Denn mag auch ein Guter schweigen: so wie er Einen des Lobes für würdig erachtet, so ist dieser gelobt. Außerdem ist ein Unterschied zwischen Lob und Lobrede: diese erfordert auch den Laut; und darum spricht Niemand von einem Lob am Grabe, sondern von einer Lobrede, weil eben dieser Dienst in der Rede besteht. Wenn wir sagen, es sei Einer des Lobes würdig, so versprechen wir ihm nicht wohlwollende Worte von den Menschen, sondern wohlwollende Urtheile. Darum kann Einer auch schweigend loben, wenn er günstig denkt und einen Guten bei sich lobt. Sodann,

wie ich sagte, beruht das Lob auf der Gesinnung, nicht auf den Worten, welche das innerliche Lob aussprechen und zur Kunde von Mehreren bringen. Derjenige lobt, welcher urtheilt, daß Einer zu loben sei. Wenn jener unser tragischer Dichter sagt, es sei herrlich, von einem gelobten Manne gelobt zu werden, so meint er, von einem lobenswürdigen. Und wenn ebenso ein alter Dichter sagt: das Lob nährt die Künste, so meint er keine Lobpreisung, welche die Künste verdirbt: denn Nichts bringt die Beredtsamkeit und jede andere Kunst, die das Wohlgefallen der Hörenden sucht, so sehr auf Abwege, als der Beifall der Menge. Der Ruf erfordert immer das Wort, aber nicht der Ruhm; denn er kann auch ohne das Wort zu Theil werden, indem das Urtheil ihm genügt. Er ist vollkommen nicht nur unter Schweigenden, sondern selbst unter Widersprechenden. Wie sich Ruhm und Ehre unterscheiden, will ich angeben. Die Ehre besteht in den Urtheilen Vieler, der Ruhm in den Urtheilen Guter.

„Wessen Gut," sagen sie weiter, „ist der Ruhm, das heißt das Lob, das dem Guten von Guten ertheilt wird? ist er ein Gut des Gelobten oder des Lobenden?" Ein Gut für Beide. Für mich, der ich gelobt werde, weil die Natur mir Liebe zu Allen eingepflanzt hat, und es mir Freude macht, recht gehandelt, und Vergnügen, dankbare Dolmetscher meiner Tugenden gefunden zu haben. Dieß ist ein Gut für Mehrere, weil sie dankbar sind, aber auch für mich. Denn so ist mein Gemüth beschaffen, daß ich ein Gut von Anderen für ein eigenes erachte, vornämlich von solchen, denen ich selbst die Ursache des Gutes bin. Es ist ein Gut für die Lobenden, denn es wird durch Tugend hervorgebracht: jede Handlung der Tugend aber ist ein Gut. Dieses hätte ihnen aber nicht zu Theil werden können, wenn ich nicht wäre, wie ich bin. Verdientes Lob ist also ein Gut für Beide, so gewiß, als ein gutes Urtheil ein Gut ist für den Urtheilenden, wie

für Denjenigen, zu dessen Gunsten geurtheilt wird. Zweifelst Du, daß die Gerechtigkeit ein Gut sei für Denjenigen, der sie besitzt, wie für Denjenigen, dem sie die Schuld bezahlt? Den, der es verdient, zu loben ist Gerechtigkeit: also ist es ein Gut für Beide.

Jenen Sophisten hätten wir hinreichend geantwortet. Aber nicht das soll unsere Aufgabe sein, daß wir Spitzfindigkeiten abhandeln und die Philosophie von ihrer Majestät in solche Engen herabziehen. Um wie viel besser ist es, auf offenem und geradem Wege zu gehen, als sich selbst Umwege zu bereiten, die man mit großer Beschwerde zurücklegen muß? Denn jene Disputationen sind nichts Anderes, als Spiele von Solchen, welche einander geschickt zu fangen suchen. Sage vielmehr, wie natürlich es ist, seinen Geist in's Unendliche auszudehnen. Etwas Großes und Edles ist die menschliche Seele: sie läßt sich keine Grenzen setzen, als die ihr selbst mit Gott gemeinsam sind. Für's Erste nimmt sie kein niedriges Vaterland an, Ephesus oder Alexandrien, oder wenn es sonst einen Ort gibt, der diese Städte noch an Zahl der Einwohner und Schönheit der Gebäude übertrifft. Ihr Vaterland ist der Raum, der das Höchste und der Alles in seinem Umkreis umfaßt: dieses ganze Gewölbe, innerhalb dessen die Meere sammt den Ländern liegen, innerhalb dessen die Luft das Göttliche von dem Menschlichen trennend zugleich mit demselben verbindet, innerhalb dessen so viele göttliche Wesen vertheilt, der ihnen zukommenden Verrichtungen warten. Sodann läßt sie sich kein engbegrenztes Lebensalter geben: alle Jahre, spricht sie, sind mein. Kein Jahrhundert ist großen Geistern verschlossen, keine Zeit ist dem Gedanken unzugänglich. Wenn jener Tag kommen wird, der diese Mischung von Göttlichem und Menschlichem scheidet, so werde ich den Körper hier, wo ich ihn gefunden, zurücklassen, ich selbst werde mich den Göttern zurückgeben. Und auch jetzt nicht bin ich ohne sie, aber ich werde

in dem schweren und irdischen Kerker festgehalten. Dieser Aufenthalt des sterblichen Lebens ist das Vorspiel eines besseren und längeren Lebens. Wie neun Monate lang der mütterliche Schooß uns festhält und uns vorbereitet, nicht für sich, sondern für den Raum, in welchen wir gleichsam entlassen werden, sobald wir fähig sind Athem zu schöpfen und im Freien auszudauern: also reifen wir während des Zeitraums, der sich von der Kindheit bis zum Alter erstreckt, für eine andere Geburt. Ein anderer Ursprung erwartet uns, ein anderer Stand der Dinge. Noch können wir den Himmel nicht anders als aus der Ferne ertragen. Darum schaue unverzagt auf jene entscheidende Stunde: sie ist nicht für die Seele die letzte, sondern für den Körper. Alle die Dinge, die um Dich her liegen, betrachte als die Habe eines Gasthauses: Du mußt vorübergehen.

Die Natur entblößt den Zurückkehrenden wie den Eintretenden. Du darfst nicht mehr mitnehmen, als Du mitgebracht: ja sogar von dem, was Du zum Leben gebracht hast, muß ein großer Theil abgelegt werden. Diese Haut, welche als die letzte Hülle um Dich gelegt ist, wird Dir genommen werden; das Fleisch und das darunter fließende und durch das Ganze hin und her laufende Blut wird Dir genommen werden; die Knochen und Sehnen, die das Flüssige und Weiche zu befestigen dienen, werden Dir genommen werden. Jener Tag, den Du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Last ab: was zauderst Du, als ob Du nicht auch früher mit Zurücklassung des Körpers, in dem Du verborgen warst, herausgetreten wärest? Du zögerst, Du widerstrebst: auch damals wurdest Du durch große Anstrengung der Mutter ausgetrieben. Du seufzest und weinst: auch dieses Weinen ist dem Kinde eigen, das geboren wird. Aber damals mußte man Dir verzeihen: roh und in Allem unerfahren warst Du gekommen. Nachdem Du aus dem warmen und weichen Schooße

des Mutterleibes entlassen warst, wehte Dich eine freiere Luft an. Sodann verletzte Dich die Berührung einer harten Hand, und noch zart und keines Dinges kundig wurdest Du betäubt unter Unbekanntem. Jetzt ist es Dir nicht neu, von dem getrennt zu werden, von dem Du vorher ein Theil gewesen: laß gleichmüthig die Glieder fahren, welche hinfort überflüssig sind, und lege diesen lange bewohnten Körper ab! Er wird zertheilt, vergraben, vertilgt werden. Was trauerst Du? So pflegt es zu geschehen: es gehen immer die Hüllen der Neugeborenen zu Grunde. Was liebst Du jene Dinge, als gehörten sie zu Dir: Du bist damit bedeckt. Der Tag wird kommen, der Dich enthüllen und aus der Wohnung des häßlichen und übelriechenden Leibes herausführen wird. Aus diesem schwinge schon jetzt Dich auf, so gut Du vermagst, und der Sinnenlust entsagend, sofern sie nicht auch mit Nothwendigem verbunden ist, trachte schon hier nach etwas Höherem und Edlerem! Einst werden die Geheimnisse der Natur Dir aufgedeckt, jene Finsterniß wird zerstreut werden, und das helle Licht von allen Seiten durchbrechen. Stelle Dir vor, welcher Glanz das seyn wird, wenn so viel Gestirne ihr Licht vereinigen. Kein Schatten wird die Heiterkeit trüben; gleichmäßig wird jede Seite des Himmels glänzen; Tag und Nacht sind Abwechslungen des untersten Luftraums. Dann wirst Du sagen, Du habest in Finsterniß gelebt, wenn Du das ganze Licht und selbst ganz erblicken wirst, das Du jetzt durch die so engen Wege der Augen nur dunkel siehst und es dennoch aus der Ferne schon bewunderst. Wie wird Dir das göttliche Licht erscheinen, wenn Du es an seinem Orte sehen wirst? Dieser Gedanke läßt nichts Schmutziges, nichts Niedriges, nichts Rohes in der Seele zurückbleiben. Er sagt uns, daß die Götter Zeugen von Allem seien; er heißt uns ihren Beifall suchen, für sie auf die Zukunft uns bereiten und die Ewigkeit uns vorhalten.

Wer diese im Geiste vor sich hat, dem schaudert vor keinen Heeren, der wird durch keine Trompete erschreckt und durch keine Drohungen in Furcht gesetzt. Wie sollte nicht der die Furcht ablegen, welcher zu sterben hofft, wenn selbst der, welcher glaubt, daß die Seele nur daure, so lange sie in den Banden des Körpers gehalten wird, und daß sie, von diesen gelöst, sich sofort zerstreue, darauf bedacht ist, daß er auch nach dem Tode nützlich sein könne? Denn wenn er auch selbst den Augen entrückt ist:

„Immer umschwebet den Geist die erhabene Tugend des Mannes,
„Immer der Ruhm des Geschlechts.“ *)

Bedenke, wie viel uns gute Beispiele nützen: und Du wirst erkennen, daß das Andenken großer Männer so nützlich sei als ihre Gegenwart.

Hundertunddritter Brief.

Am meisten Vorsicht erfordern die Gefahren, die dem Menschen vom Menschen drohen.

Was siehst Du nach dem Dich um, was Dir vielleicht begegnen, aber auch nicht begegnen kann? ich meine den Sturz von einfallenden Gebäuden. Einiges fällt auf uns ein, aber stellt uns nicht nach: auf das vielmehr siehe, das vermeide, was uns beobachtet, uns zu fangen sucht. Es sind seltenere Fälle, wenn auch schwere, Schiffbruch zu erleiden, mit dem Wagen umzuwerfen: von dem Menschen droht dem Menschen tägliche Gefahr. Gegen diese rüste Dich, auf diese

---

*) Virgil. Aen. IV, 3 f.

sieh' mit unverwandten Augen: kein Uebel ist häufiger, keines hartnäckiger, keines schmeichlerischer. Das Wetter droht, bevor es aufsteigt; die Gebäude krachen, bevor sie zusammenstürzen; der Brand wird durch den Rauch vorher verkündigt: aber plötzlich kommt das Verderben vom Menschen, und wird desto sorgfältiger verdeckt, je näher es herantritt. Du irrst, wenn Du den Gesichtern gewisser Menschen traust, die Dir begegnen: sie haben das Antlitz von Menschen, aber die Seele von wilden Thieren, außer daß von diesen der erste Anlauf verderblicher ist. An wem aber dieselben vorübergegangen, den suchen sie nicht wieder; denn niemals ist es etwas Anderes, als die Noth, die sie antreibt, Schaden zu thun. Durch Hunger oder durch Furcht werden diese Thiere zum Kampfe gezwungen. Dem Menschen beliebt es, den Menschen zu verderben. Du jedoch bedenke, was vom Menschen für Gefahr komme, so, daß Du bedenkst, was des Menschen Pflicht sei. Auf den Einen sieh', damit Du nicht verletzt werdest, auf den Andern, damit Du nicht verletzest. An dem Glück von Allen erfreue Dich, vom Unglück aber laß Dich rühren, und erinnere Dich an das, was Du zu leisten, wie an das, wovor Du Dich zu hüten hast. Indem Du also lebst, was wirst Du erreichen? Nicht daß sie Dir nicht schaden, aber daß sie Dich nicht hintergehen. So viel es aber möglich ist, ziehe Dich zur Philosophie zurück. Sie wird Dich in ihrem Schooße beschützen; in ihrem Heiligthume wirst Du sicher, oder doch sicherer sein. Nur Diejenigen stoßen an einander, die auf Einer Straße wandeln. Dabei aber sollst Du mit der Philosophie selbst nicht prahlen. Für Viele wurde sie Ursache der Gefahr, die mit Uebermuth und Trotz die Philosophen spielten. Dir selbst soll die Philosophie die Fehler benehmen, nicht Andern vorwerfen. Sie soll nicht schroff der allgemeinen Sitte sich entgegenstellen und nicht darauf ausgehen, daß sie, was sie nicht thut, zu ver-

dammen scheine. Man kann weise sein, ohne Gepränge, und ohne dem Haß sich auszusetzen.

Hundertundvierter Brief.

Aendern des Ortes und Reisen kann die Seele, die nicht vorher frei ist, niemals von Uebeln frei machen. Daß aber Freiheit der Seele möglich ist, beweist ein Socrates und Cato.

Ich bin auf mein Nomentanum entflohen. Glaubst Du vielleicht der Stadt? Nein, vielmehr dem Fieber, und zwar dem langsam heranschleichenden. Schon hatte seine Hand mich gefaßt; ungesäumt ließ ich daher den Wagen in Bereitschaft setzen, obgleich meine Paulina mich zurückhielt. Der Arzt sagte, es sei der Anfang (des Fiebers), der Puls sei unruhig und unstet, und unterbreche den natürlichen Gang. Ich beharrte darauf, abzureisen. Das Wort des Gallio, meines Herrn *), ward von mir angeführt, welcher einst in Achaia **) von einem Fieber befallen, ohne Weiteres das Schiff be-

---

*) Seinen ältern Bruder Gallio (de vita beata 1.), der die Namen seines Adoptivvaters, Junius Gallio, trug (Tac. Ann. VI, 3. XV, 73. vergl. Cass. Dio LXII, 25. Euseb. ad ann. 818.) und ursprünglich Annaeus Novatus hieß (vergl. de ira I, 1.), nennt Seneca ehrenvoll oder schmeichelnd — wie dieß sonst auch gebräuchlich war, s. Lips. Excurs. ad Tac. Annal. II. — seinen Herrn.

**) Vergl. Ap.Gesch. 18, 12., wo Gallio als Proconsul Achaia's genannt ist.

stieg, indem er ausrief: es sei keine Krankheit des Körpers, sondern der Gegend. Dieß sagte ich meiner Paulina, welche mir meine Gesundheit empfiehlt. Denn da ich weiß, daß auf meinem Leben das ihrige beruht, so beginne ich aus Sorge für sie, für mich selbst zu sorgen. Und während das Alter mich in vieler Hinsicht furchtloser gemacht hat, so verliere ich diese Wohlthat des Alters. Denn ich muß mich erinnern, daß in diesem alten auch ein junges Leben geschont wird. Darum, weil ich von ihr nicht erlangen kann, daß ihre Liebe zu mir stärker sei, erlangt sie von mir, daß meine Liebe zu mir besorgter sei. Denn edeln Empfindungen muß man nachgeben; und bisweilen muß man, auch wenn die Umstände drängen, aus Achtung für die Seinigen sogar mit eigener Qual den Athem zurückrufen und auf den Lippen selbst zurück halten, da der Tugendhafte leben muß, nicht so lange es ihm gefällt, sondern so lange es Pflicht ist. Wer nicht seine Gattin, nicht einen Freund so werth hält, daß er länger im Leben verharre, wer auf dem Sterben besteht, der ist ein Weichling. Auch darin soll die Seele sich beherrschen, wenn es das Wohl der Angehörigen verlangt, und nicht blos wenn wir sterben wollen, sondern auch wenn wir zu sterben angefangen haben, sollen wir einhalten und uns den Unsrigen leihen. Es ist das Merkmal einer erhabenen Seele, um Anderer willen zum Leben zurückzukehren, was große Männer oft gethan haben. Aber auch darin erkenne ich ein Zeichen der würdigsten Gesinnung, wenn man sein Alter, dessen höchster Vortheil der ist, daß man weniger ängstlich für sich sorgt, und das Leben beherzter gebraucht, mit größerer Sorgfalt pflegt, wenn man weiß, daß es Einem der Seinigen angenehm, nützlich und wünschenswerth ist. Ueberdieß ist mit einer solchen Handlungsweise keine geringe Freude und Belohnung verbunden. Denn was ist angenehmer, als der Gattin so werth zu sein, daß man sich selbst deßwegen werther

wird? Es kann daher meine Paulina nicht nur ihre eigene Furcht mir anrechnen, sondern auch die meinige.

Du fragst nun, wie mir mein Entschluß zur Reise bekommen sei? Sobald ich dem Drucke der Stadt entronnen war und jenem Geruche der rauchenden Küchen, welche Alles, was sie von verpestetem Dunste bedeckt hatten, sowie sie in Gang gesetzt sind, zugleich mit dem Staube verbreiten, so fühlte ich sogleich eine Veränderung in meinem Befinden. Wie viel glaubst Du sodann, daß ich an Kräften gewonnen, nachdem ich die Weinberge erreicht hatte? Auf die Weide gelassen fiel ich über mein Futter her. So bin ich bereits wieder zu mir gekommen. Verschwunden ist jene Mattigkeit des die Dienste versagenden Körpers, bei welcher das Denken so schlecht von Statten ging: ich fange an, mit ganzer Seele zu studiren. Nur wenig trägt der Ort hiezu bei, wenn nicht die Seele sich selbst zu Willen ist, welche, wenn sie will, sogar mitten unter zerstreuenden Beschäftigungen sich auf sich selbst zurückziehen kann. Jener dagegen, welcher die Gegenden aussucht, und nach Muße hascht, wird überall Etwas finden, wodurch er zerstreut wird. Wie denn Socrates Einem, der sich beklagte, daß seine Reisen ihm Nichts genützt hätten, geantwortet haben soll: „nicht unverdient ist es Dir also gegangen; denn Du reisetest mit Dir selbst." O wie gut würde es Manchen kommen, wenn sie sich von sich selbst verirrten! Jetzt beunruhigen, verführen und schrecken sie vor Allem sich selbst. Was nützt es, über das Meer zu setzen und die Städte zu wechseln? Wenn Du dem, was Dich drückt, entfliehen willst, so mußt Du nicht an einem anderen Orte, sondern ein Anderer sein. Setze, Du seiest nach Athen gekommen, oder nach Rhodus; wähle nach Belieben die Stadt: was macht es aus, welche Sitten sie hat? Du wirst die Deinigen mitbringen. Du hältst den Reichthum für ein Gut: so wird die Armuth Dich plagen, und was das

Schlimmste ist, die eingebildete. Denn magst Du auch viel besitzen, so glaubst Du doch, weil irgend Einer mehr hat, um so viel zu wenig zu besitzen, als Jener mehr hat. Du hältst Ehrenstellen für ein Gut: so wird es Dir Kummer machen, daß Dieser Konsul geworden, und Jener sogar es mehrmals geworden. Du wirst stets Dich ärgern, wenn Du Einen öfters in den Fasten lesen wirst. So groß wird die Leidenschaft Deines Ehrgeizes sein, daß Du Keinen hinter Dir zu haben glaubst, wenn Du Einen vor Dir hast. Für das größte Uebel hältst Du den Tod, während doch kein Uebel an ihm ist, als was vor ihm ist, nämlich daß er gefürchtet wird. Nicht blos Gefahren, sondern selbst Vermuthungen werden Dich schrecken. Stets wirst Du von Einbildungen umgetrieben werden. Denn was wird es Dir nützen,

— — „so vielen argolischen Städten
„Glücklich entfloh'n und gerettet zu sein von umringenden Feinden?" *)

Der Friede selbst wird Dir Grund zu Befürchtungen geben. Nicht einmal dem Sicheren wirst Du trauen, wenn das Gemüth einmal bestürzt ist. Hat sich dieses an eine blinde Furchtsamkeit gewöhnt, so ist es selbst zur Sorge für seine Sicherheit ungeschickt. Denn es geht nicht aus dem Wege, sondern flieht: wir sind aber mehr den Gefahren ausgesetzt, wenn wir den Rücken kehren. Für das härteste Uebel hältst Du es, Einen von Denen, die Du liebst, zu verlieren, während dieß eben so thöricht ist, als zu weinen, daß den anmuthigen, Deine Wohnung zierenden Bäumen die Blätter abfallen. Was Dich erfreut, das siehe ebenso an, wie Du diese ansiehst, so lange sie grünen. Immerhin wird der Zufall das eine an diesem, das

*) Virgil. Aen. III, 282 f.

andere an jenem Tage abschütteln. Aber wie der Abfall des Laubes leicht zu ertragen ist, weil es wieder kommt, so auch der Verlust von Denen, welche Du liebst, und welche Du für die Freude Deines Lebens hältst, weil sie ersetzt werden, wenn sie auch nicht wieder kommen. Aber es werden nicht dieselben sein. Auch Du wirst nicht derselbe sein. Jeder Tag, jede Stunde verändert Dich: allein wenn Andere Dir geraubt werden, so fällt es Dir leichter in die Augen; bei Dir dagegen bleibt es verborgen, weil es nicht offen geschieht. Andere werden uns hinweggerafft: wir selbst aber werden uns heimlicher Weise entwandt. An das Alles denkst Du nicht, und brauchst keine Heilmittel für Deine Wunden. Du selbst aber säest die Ursachen zum Kummer, bald durch Hoffen, bald durch Verzweifeln. Wenn Du weise bist, so mischest Du das Eine mit dem Andern, und hoffst nicht, ohne zu verzweifeln, und verzweifelst nicht, ohne zu hoffen. Was kann an sich das Reisen Einem helfen? Es mäßigt nicht die Lüste, zähmt nicht die Begierden, unterdrückt nicht den Zorn, dämpft nicht den wilden Drang der Liebe, kurz befreit die Seele von keinem Uebel. Es verleiht kein richtiges Urtheil, und zerstreut keinen Irrthum: sondern wie einen Knaben, der das Unbekannte bewundert, fesselt es auf kurze Zeit durch eine gewisse Neuheit der Gegenstände. Im Uebrigen steigert gerade das Herumziehen die Unbeständigkeit der Seele, die am meisten krank ist, und macht sie noch unsteter und haltloser. Daher kommt es, daß sie die Orte, welche sie mit der größten Begierde gesucht hatten, mit noch größerer verlassen, wie Vögel vorüberfliegen, und schneller wieder gehen, als sie gekommen waren. Das Reisen wird Dich die Völker kennen lehren, und Dir neue Gestalten von Bergen zeigen, unbesuchte Strecken von Ländereien, durch nie versiegende Quellen bewässerte Thäler, und wenn Du beobachten willst, die Natur von irgend einem Flusse: sei es, wie der Nil zur

Sommerszeit steigt und anschwillt, oder wie der Tigris plötzlich den Augen entzogen wird, und nachdem er seinen Lauf durch verborgene Räume genommen, in seiner ganzen Größe wieder zu Tage kommt, oder wie der Mäander, für alle Dichter der Gegenstand der Uebung und des Spieles, sich in häufige Krümmungen verwickelt, und oft seinem Bette nahe gekommen, ehe er sich in selbst ergießt, wieder umbeugt: im Uebrigen wird es Dich weder besser noch gesünder machen. Unter Studien müssen wir verweilen und unter den Meistern der Weisheit, damit wir lernen, was erforscht ist, und das noch nicht Gefundene erforschen. So wird die Seele, die aus der elendesten Knechtschaft zu erlösen ist, in Freiheit gesetzt. So lange Du nicht weißt, was zu meiden, was zu erstreben, was nothwendig, was überflüssig, was gerecht, was sittlich gut ist, so wird das kein Reisen sein, sondern ein Umherirren. Keine Hilfe wird jenes Wandern Dir gewähren: denn Du reisest mit Deinen Leidenschaften, und Deine Uebel folgen Dir. Und wenn sie Dir nur folgten: sie wären weiter entfernt; jetzt trägst Du sie mit Dir, läßst sie Dir nicht folgen. Darum drücken sie Dich überall und quälen Dich mit stets gleichen Beschwerden. Arznei muß der Kranke, nicht eine andere Gegend suchen. Hat Einer ein Bein gebrochen oder ein Glied verrenkt, so besteigt er nicht Wagen oder Schiff, sondern ruft den Arzt herbei, damit das gebrochene Glied zusammengefügt, das ausgerenkte an seine Stelle gerückt werde. Wie nun? glaubst Du, daß die an so vielen Stellen gebrochene und verrenkte Seele durch Ortsveränderung geheilt werden könne? Dieß Uebel ist zu groß, als daß es durch Spazierentragen geheilt werden könnte. Das Reisen macht Niemand zum Arzte, noch zum Redner. Keine Kunst wird durch den Ort erlernt. Wie nun? kann die Weisheit, die doch von Allem das Höchste ist, auf der Reise gesammelt werden? Glaube mir, es gibt keinen Weg, der sich außer-

halb des Bereichs der Begierden, des Zornes, der Furcht befände: oder wenn es einen solchen gäbe, so würde das menschliche Geschlecht in Einem Zuge dahin pilgern. So lange wirst Du, über Länder und Meere schweifend, von jenen Uebeln geplagt und gepeinigt werden, als Du die Ursachen der Uebel mit Dir herumträgst. Du wunderst Dich, daß die Flucht Dir Nichts nütze? Du hast Dasjenige bei Dir, dem Du entfliehst.

Dich selbst also bessere! Nimm Dir die Lasten ab, und bessere Deine Begierden! Das Maß, das Dein eigenes Wohl Dir vorschreibt, halte fest! Vertilge alle Verkehrtheit aus Deiner Seele! Wenn Du angenehme Reisen machen willst, so heile Deinen Begleiter! Der Geiz wird Dir anhängen, so lange Du mit einem geizigen und schmutzigen Menschen zusammenlebst; die Aufgeblasenheit wird Dir anhängen, so lange Du mit einem Stolzen umgehst; niemals wirst Du die Grausamkeit ablegen, wenn der Henker Dein Kamerade ist; Deine Gelüste werden durch die Genossenschaft mit Ehebrechern entflammt werden. Wenn Du Deine Fehler ablegen willst, so mußst Du weit von den Beispielen der Fehler zurücktreten. Der Geizige, der Verführer, der Grausame, der Betrüger, welche Dir viel geschadet hätten, wenn sie Dir nahe gewesen wären, sind in Dir. Gehe zu Besseren über! Lebe mit den Catonen, mit Lälius, mit Tubero! Wenn Du auch gerne mit Griechen lebst, so verkehre mit Socrates, mit Zeno! Der Eine wird Dich sterben lehren, wenn es nöthig ist, der Andere, ehe es nöthig ist. Lebe mit Chrysippus, mit Posidonius! Diese werden Dir die Kenntniß des Menschlichen und Göttlichen mittheilen; diese werden Dir gebieten thätig zu sein, und nicht blos geschickt zu reden und zur Ergötzung der Zuhörer mit Worten um Dich zu werfen, sondern die Seele abzuhärten und gegen Drohungen emporzurichten. Denn der einzige Hafen dieses wogenden

und sturmbewegten Lebens ist, das Zukünftige zu verachten, und treu und offen Stand zu halten; die Pfeile des Schicksals vorn auf der Brust zu empfangen, ohne sich zu verstecken oder den Rücken zu kehren. Die Natur hat uns hochherzig geschaffen, und wie sie einigen Thieren einen wilden, einigen einen verschlagenen, einigen einen ängstlichen Geist gegeben, so hat sie uns einen ruhmbegierigen und erhabenen verliehen, welcher sucht, das ehrenvollste, nicht das sicherste Leben zu führen, ähnlich dem Weltall, welchem er, so weit es den Schritten der Sterblichen gestattet ist, nachfolgt und nacheifert. Er stellt sich hervor, und vertraut, daß er gelobt werde und die Blicke auf sich ziehe. Er ist Herr von Allem, und erhaben über Alles: darum soll er sich keinem Dinge unterwerfen. Nichts soll ihm schwer erscheinen, Nichts, was den Mann zu beugen im Stande wäre.

„Schreckengestalten, entsetzlich zu schauen, der Tod und die Drangsal:" *)

keineswegs Schreckengestalten, wenn Einer sie mit festem Blicke anzuschauen und die Finsterniß zu durchdringen vermöchte. Manches was bei der Nacht zum Schrecken gereichte, kehrt der Tag in's Lächerliche.

„Schreckengestalten, entsetzlich zu schauen, der Tod und die Drangsal,"

sagt unser Virgilius treffend. Nicht wirklich, sagt er, seien es Schreckengestalten, sondern zu schauen, das heißt, sie scheinen es, und seien es nicht. Was ist, frage ich, an jenen Dingen so furchtbar, wie es die gemeine Sage dafür ausgibt? Welchen Grund, ich bitte Dich, Lucilius, hätte der Mann, die Drangsal, und der Mensch, den Tod zu fürchten? So oft begegnen mir jene Leute, welche meinen, was sie nicht thun können, das könne nicht geschehen, und

---

*) Virgil. Aen. VI, 277.

behaupten, wir reden von Größerem, als was die menschliche Natur ertrage. Aber wie viel besser denke ich von ihnen! Auch sie selbst vermögen das zu thun: aber sie wollen es nicht. Wer ist doch je zu Schanden geworden, der sich daran wagte? Wem ist es nicht in der Ausführung leichter erschienen? Nicht weil es schwer ist, wagen wir es nicht, sondern weil wir es nicht wagen, ist es schwer.

Wenn ihr jedoch ein Beispiel verlanget, so nehmet Socrates, den greisen Dulder, durch alle Widerwärtigkeiten hin und her geworfen, und dennoch unbesiegt durch die Armuth, welche häusliche Lasten ihm noch beschwerlicher machten, und durch die Mühseligkeiten, die er auch im Felde zu erdulden hatte, und von welchen er zu Hause heimgesucht wurde, magst Du nun an den unbändigen Charakter und die lose Zunge seiner Frau, oder an die Ungelehrigkeit seiner Kinder denken, welche mehr der Mutter als dem Vater ähnlich waren. So verlebte er fast die ganze Zeit entweder im Kriege oder unter der Tyrannei, oder in einer Freiheit, welche härter war als Kriege und Tyrannen. Siebenundzwanzig Jahre dauerte der Krieg; und als die Waffen ruhten, so wurde der Staat den 30 Tyrannen zur Strafe anheimgegeben, von welchen die meisten seine Feinde waren. Das zuletzt über ihn ausgesprochene Verdammungsurtheil war auf die schwersten Beschuldigungen gestützt: man warf ihm Entweihung der Religion und Verführung der Jugend vor, die er gegen die Götter, gegen ihre Väter und gegen das Gemeinwesen aufhetzen sollte. Hierauf folgte Gefängniß und Gift. Und dieß bewegte das Gemüth des Socrates so wenig, daß es nicht einmal seine Mienen bewegte. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte er jenes bewunderungswürdige und ausgezeichnete Lob: weder heiterer noch trauriger sah Jemand den Socrates. Er blieb bei solcher Ungleichheit des Schicksals sich selbst gleich.

Willst Du ein anderes Beispiel? Nimm jenen jüngeren Cato, mit dem das Schicksal noch feindlicher und hartnäckiger verfuhr. Nachdem es ihm allenthalben und zuletzt noch im Tode zuwider gewesen, so gab er dennoch den Beweis, daß ein tapferer Mann dem Schicksal zum Trotze leben, und ihm zum Trotze sterben könne. Seine ganze Lebenszeit verbrachte er entweder in Bürgerkriegen, oder in einer Zeit, die bereits den Bürgerkrieg in ihrem Schooße trug. Auch von ihm darfst Du ebenso wie von Socrates sagen, daß er in Knechtschaft gelebt habe, wenn Du nicht etwa der Meinung bist, daß Cn. Pompejus und Cäsar und Crassus Genossen der Freiheit gewesen seien. Niemand sah den Cato verändert, da die Republik so oft sich veränderte: er zeigte sich als denselben in jeder Lage, in der Prätur, beim Fehlschlagen seiner Bewerbung, in der Anklage, in der Provinz, in der Volksversammlung, bei'm Heere, im Tode. Vor Allem in jener bangen Lage der Republik, als Cäsar auf der einen Seite stund, auf zehn der streitbarsten Legionen und ebensoviele Hülfstruppen auswärtiger Völker gestützt, und auf der andern Seite Pompejus, der allein gegen Alles genug war, und als die Einen zu Cäsar neigten und die Andern zu Pompejus, da bildete der einzige Cato auch eine Partei der Republik. Willst Du das Bild jener Zeit im Geiste zusammenfassen, so wirst Du auf der einen Seite den Bürgerstand und den ganzen auf Neuerungen gerichteten Pöbel, auf der anderen die Optimaten und den Ritterstand, was immer im Staate ehrwürdig und ausgezeichnet war, zwei aber in der Mitte allein gelassen sehen, die Republik und den Cato. Du wirst staunen, sage ich, wenn Du bemerken wirst

„Priamus und den Atreiden, und Beiden ergrimmt den Achilles." *)

Denn Beide verwirft er, Beide entwaffnet er. Dieses Urtheil fällt er

*) Virgil. Aen. I, 458.

über Beide: „wenn Cäsar siege,“ sagt er, „so werde er sterben, und wenn Pompejus, so werde er in die Verbannung gehen.“ Wovor konnte der sich fürchten, welcher, ob Sieger oder Besiegter, sich ein Schicksal bestimmt hatte, das ihm nur die erbittertsten Feinde bestimmen konnten? Er ging also nach seinem eigenen Spruche unter. Du siehst, daß Menschen Drangsal ertragen können: mitten durch die Einöden Afrika's führte er zu Fuß sein Heer. Du siehst, daß sie Durst ertragen können: auf glühenden Hügeln ohne alles Gepäck die Reste des besiegten Heeres fortschleppend, ertrug er gepanzert den Mangel an Getränk, und so oft Wasser zu haben war, trank er zuletzt. Du siehst, daß man Ehre und Schimpf verachten kann: an demselben Tage, an welchem er mit einer Bewerbung auf dem Wahlplatze durchfiel, spielte er Ball. Du siehst, daß es möglich ist, die Macht der Höheren nicht zu fürchten: den Pompejus und Cäsar, von welchen Niemand den Einen zu beleidigen wagte, außer um den Andern sich verbindlich zu machen, forderte er zugleich heraus. Du siehst, daß man den Tod sowohl als die Verbannung verachten kann: er kündigte sich selbst die Verbannung und den Tod und inzwischen den Krieg an. Wir können also gegen jene Dinge so viel Muth haben, wenn wir nur unsern Hals dem Joche entziehen wollen. Vor Allem aber sind die Genüsse der Wollust zu verschmähen: sie entnerven und verweichlichen, und fordern viel von uns; viel aber müssen wir vom Glücke fordern.*) Sodann ist der Reichthum zu verachten; er ist der Knechtschaft Sold. Das Gold und Silber und was sonst die glücklichen Häuser beschwert, muß dahinten gelassen werden: die Freiheit kann nicht umsonst erlangt werden. Wenn Du diese hoch schätzest, so mußst Du Alles gering schätzen.

---

*) Zu ergänzen ist: wenn die Wollust befriedigt werden soll.

Hundertundfünfter Brief.

Regeln, sich vor Menschen sicher zu stellen.

Was Du beobachten mußt, um sicher zu leben, das will ich Dir sagen. Du jedoch, denke ich, wirst diese Vorschriften in solchem Sinne hören, als wenn ich Dir vorschriebe, auf welche Weise Du im Ardeatinischen die Gesundheit zu erhalten suchen sollest.*) Erwäge, was es ist, das einen Menschen zum Verderben eines anderen anreizen kann: es ist Hoffnung, Neid, Haß, Furcht, Verachtung. Von diesem Allem ist Verachtung so sehr das Ungefährlichste, daß Viele zu ihrem Schutze sich in derselben verborgen haben. Wenn man Einen verachtet, so tritt man wohl auf ihn, aber geht über ihn weg. Niemand sucht einem von ihm Verachteten hartnäckig und vorsätzlich zu schaden. Auch im Treffen geht man an dem, der zu Boden liegt, vorüber, mit dem Stehenden kämpft man. Du wirst der Hoffnung der Schlechten ausweichen, wenn Du Nichts hast, was fremde und böse Begierden reizen könnte, wenn Du Nichts, was ausgezeichnet ist, besitzest. Denn das Ausgezeichnete wird begehrt, auch wenn es wenig bekannt ist. Dem Neide wirst Du aber dann entgehen, wenn Du Dich den Blicken nicht aufdrängst, wenn Du mit Deinen Gütern nicht prahlst, wenn Du verstehst, Dich im Stillen zu freuen. Den Haß aber, der aus Beleidigung hervorgeht, wirst Du dadurch vermeiden, daß Du Niemand ohne Ursache reizest: wovon Dich Dein gesunder Menschenverstand abhalten wird. Vielen schon wurde dies gefährlich. Auf

---

*) Die Stadt Ardea, ehemals Stadt der Rutuler, lag auf einem Felsen, von Sümpfen umgeben, in der ungesundesten Gegend Latiums. Vgl. Strabo V. p. 231.

Einige freilich ist Haß gefallen, ohne daß sie einen Feind hatten. Davor, daß Du nicht gefürchtet werdest, wird Dich die Mittelmäßigkeit Deiner Glücksumstände und die Sanftheit Deines Sinnes schützen. Die Menschen müssen wissen, daß Du ein Solcher seiest, den man ohne Gefahr beleidigen könne; Deine Versöhnung muß leicht und sicher sein. Gefürchtet zu werden ist aber so lästig zu Hause als auswärts, von Sklaven als von Freien. Keiner ist, der nicht Macht genug hätte zu schaden. Nimm' noch hinzu, daß wer gefürchtet wird, selbst auch fürchtet: Niemand kann ohne eigene Sorge furchtbar sein. Noch ist die Verachtung übrig, deren Maß in seiner eigenen Gewalt hat, wer sie absichtlich sich zugezogen hat, wer verachtet wird, weil er will, nicht weil er muß. Das Unbequeme derselben läßt der Umgang mit den Wissenschaften wie die Freundschaft mit Solchen vergessen, welche mächtig bei einem Mächtigen sind, an welche sich anzuschließen man wohl thut, aber nicht sich an dieselben zu ketten, damit nicht die Hülfe theurer zu stehen komme, als die Gefahr. Nichts jedoch wird so nützlich sein, als sich ruhig zu halten und so wenig als möglich mit Andern, so viel als möglich mit sich selbst zu reden. Es liegt in der Unterhaltung eine Süßigkeit, die sich einschleicht und schmeichelt, und nicht anders als Trunkenheit oder Liebe Geheimnisse an den Tag bringt. Niemand wird das, was er gehört hat, verschweigen, und Niemand nur sagen, soviel er gehört hat. Wer die Sache nicht verschweigt, wird auch den nicht verschweigen, von dem er sie weiß. Ein Jeder hat Einen, dem er so viel vertraut, als ihm selbst vertraut ist. Mag er auch seine Geschwätzigkeit bewachen und sich mit den Ohren eines Einzigen begnügen: aus dem Einen macht er doch eine Menge, und so wird das, was eben noch Geheimniß war, zum Stadtgespräch.

Die Sicherheit macht zum guten Theile aus, daß nichts Un-

rechtes gethan wird. Menschen, die ihrer Leidenschaften nicht Meister sind, führen ein verworrenes und unruhiges Leben. Sie fürchten ebensoviel als sie schaden, und sind zu keiner Zeit frei. Denn sie sind in banger Sorge, nachdem sie die That begangen haben. Sie sind festgehalten; das Gewissen läßt sie nichts Anderes thun, und zwingt sie, immer wieder sich vor sich selbst zu verantworten. Derjenige leidet schon Strafe, der dieselbe erwartet; aber Jeder erwartet sie, der sie verdient hat. Ein Mittel der Sicherheit mag sich Einer bei einem bösen Gewissen verschaffen, aber keineswegs ein Mittel der Ruhe. Denn wenn er auch nicht entdeckt wird, so hält er die Entdeckung für möglich. Auch im Schlafe wird er beunruhigt, und so oft er von dem Verbrechen eines Andern redet, denkt er an sein eigenes: es scheint ihm nicht hinlänglich vergessen, nicht hinlänglich verdeckt. Der Schuldige hat bisweilen das Glück, daß er verborgen bleibt, aber niemals die Gewißheit.

Hundertundsechster Brief.

Ob ein Gut ein Körper sei?

Ich antworte spät auf Deine Briefe, nicht weil ich allzuviel beschäftigt wäre: diese Entschuldigung laß ja nicht gelten: ich habe Muße, und Alle haben Muße, welche wollen. Keinem gehen die Geschäfte nach: man macht sich selbst mit ihnen zu schaffen und meint, Beschäftigung sei ein Kennzeichen des Glückes. Was war also die Ursache, daß ich auf das, worüber Du mich fragtest, nicht alsbald antwortete? Die Sache fiel in den Zusammenhang meines Werkes: denn Du weißst, daß ich die Moralphilosophie umfassend behan-

deln*) und alle darauf bezüglichen Fragen erörtern will. Deßhalb war ich im Zweifel, ob ich Dich hinausschieben, oder, bis der gehörige Ort für jene Sache käme, außer der Ordnung Dir Recht sprechen sollte. Ich fand es artiger, einen so weit her Kommenden**) nicht aufzuhalten. Darum will ich sowohl diese Frage aus jener Reihe zusammenhängender Gegenstände herausgreifen, als auch, wenn es noch mehr dergleichen geben wird, ohne Dein Ersuchen Dir darüber schreiben. Du willst wissen, was für Fragen das seien? Deren Lösung mehr zur Unterhaltung als zum Nutzen gereicht, wie diejenige, die Du aufstellst: ob ein Gut ein Körper sei. Ein Gut wirkt: denn es nützt. Was wirkt, das ist ein Körper. Ein Gut setzt die Seele in Bewegung und gestaltet sie gewissermaßen und hält sie fest: was lauter Eigenschaften des Körpers sind. Güter eines Körpers sind selbst Körper: also auch Güter der Seele: denn auch diese ist ein Körper. Ein Gut des Menschen ist nothwendig ein Körper, da er selbst körperlich ist. Ich lüge, wenn nicht das, was ein solches (Gut des Menschen) nährt und was die Gesundheit des Menschen bewahrt oder herstellt, zu den Körpern gehört: also ist auch ein Gut desselben ein Körper. Ich glaube nicht, daß Du zweifeln werdest, ob Seelenerregungen (Affekte) Körper seien (um auch etwas Anderes, worauf sich Deine Frage nicht bezieht, einzuschieben), wie der Zorn, die Liebe, die Trauer: wenn Du zweifelst, so siehe zu, ob sie uns nicht die Mienen verändern, die Stirne zusammenziehen, das Gesicht glätten, Röthe hervorrufen, das Blut zurücktreten machen. Wie nun? glaubst Du, daß so offenbare Merkmale einem Körper von etwas Anderem eingedrückt werden als von einem Körper? Wenn Seelen-

---

*) Vgl. Brief 108, z. A., u. 109, g. E.

**) Aus Sicilien, wo Lucilius Prokurator war?

erregungen Körper sind, so sind es auch Seelenkrankheiten, wie der Geiz, die Grausamkeit, verhärtete und unverbesserlich gewordene Fehler: also auch das Uebelwollen und alle seine Arten, die Bosheit, der Neid, der Uebermuth: also auch die Güter, für's Erste, weil sie dem Gesagten entgegengesetzt sind, und sodann, weil sie Dir dieselben Anzeichen gewähren werden. Oder siehst Du nicht, welches Leben die Tapferkeit dem Blicke verleiht? welche Spannung die Vorsicht? welche Zurückhaltung und Ruhe die Ehrfurcht? welche Heiterkeit die Freude? welche Starrheit die Strenge? welche Unbefangenheit die Wahrheit? Zu den Körpern also gehört, was die Farbe und die Haltung der Körper verändert, was in diesen seine Herrschaft ausübt. Alle Tugenden aber, die ich aufgeführt, sind Güter, und was von ihnen stammt. Ist ein Zweifel darüber, ob das, wovon Etwas berührt wird, ein Körper sei?

„Nur der Körper berührt, und lässet sich wieder berühren," wie Lucretius sagt*): alles Jenes von mir Genannte aber würde den Körper nicht verändern, wenn es nicht ihn berührte: es gehört also zu den Körpern. Ferner, was eine solche Kraft hat, daß es antreibt und nöthigt und zurückhält und gebietet, das ist ein Körper. Wie nun? Hält nicht die Furcht zurück? Treibt nicht die Kühnheit an? Spornt nicht die Tapferkeit und macht hitzig zum Angriff? Zügelt nicht die Mäßigung, und ruft zurück? Erhebt nicht die Freude? Beengt nicht die Trauer? In Allem endlich, was wir thun, gehorchen wir entweder dem Gebote des Lasters oder der Tugend: was dem Körper gebietet, ist ein Körper, was einwirkt auf den Körper, ist ein Körper. Ein Gut des Körpers ist körperlich. Ein Gut des Menschen ist auch ein Gut des Körpers: also ist es körperlich. Weil ich

---

*) De rer. nat. I, 305.

Dir, wie Du wolltest, gehorcht habe, so will ich nun selbst sagen, was ich voraussehe, daß Du sagen werdest. Wir spielen mit Steinchen. An Unnöthigem wird der Scharfsinn geübt. Dergleichen macht nicht tugendhaft, sondern gelehrt. Etwas Klareres, ja Einfacheres ist die Weisheit. Wenige Wissenschaft braucht es zu tugendhafter Gesinnung. Wir aber, wie wir das Uebrige bis zum Unnöthigen ausdehnen, so die Philosophie selbst. Wie in Allem, so leiden wir auch in der Wissenschaft an Unmäßigkeit: nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir.

Hundertundsiebenter Brief.

Wie die Unfälle des Lebens zu ertragen seien.

Wo ist jene Deine Klugheit? Wo die Schärfe in Beurtheilung der Dinge? Wo die Größe? Eine so kleine Sache bekümmert Dich. Sklaven haben die Geschäfte, die Dich in Anspruch nahmen, für eine Gelegenheit zur Flucht gehalten. Wenn Freunde Dich hintergiengen (denn allerdings mögen sie den Namen tragen, den ihnen unser Epikur gegeben, und mögen so genannt werden, damit die Schande desto größer wäre, wenn sie in irgend einer Angelegenheit sich Dir entzögen): aber Jene haben sich entzogen, die Deine Bemühung zu nichte machten und in Dir eine Plage für Andere sahen. Nichts der Art ist ungewöhnlich und unerwartet. Ueber solche Dinge sich zu grämen, ist so lächerlich, als zu klagen, daß man auf der Straße bespritzt oder im Kothe beschmutzt werde. Im Leben geht es nicht anders als im Bade, im Gedränge, auf der Reise: Einiges wirst Du durch Absicht Anderer erleiden, Einiges durch Zufall. Keine zärtliche Sache ist

das Leben. Du hast einen weiten Weg angetreten: auf diesem mußt Du fehlgehen und anstoßen und fallen und müde werden und ausrufen: o Tod! so wenig ernst dieß auch gemeint ist. Hier wirst Du einen Begleiter zurücklassen, dort einen zu Grab geleiten, dort einen fürchten. Durch solcherlei Anstoß hindurch muß dieser unebene Weg zurückgelegt werden. Sterben will die Seele? Sie bereite sich vor gegen Alles: sie wisse, daß sie an einen Ort gesetzt ist, wo der Donner ertönt; wisse, daß sie an einen Ort gesetzt ist,

„Wo ihr Lager gebettet der Harm und rächende Sorgen,
„Blaß auch wohnen umher Krankheiten und trauriges Alter." *)

In solcher Gesellschaft müssen wir das Leben hinbringen. Entgehen kannst Du diesen Dingen nicht, verachten kannst Du sie: Du wirst sie aber verachten, wenn Du oft daran denkst und das Zukünftige vorausnimmst. Jeder geht muthiger an das, worauf er lange sich gefaßt gemacht, und leistet auch dem Schwereren Widerstand, wenn er es voraus bedacht. Der Unvorbereitete dagegen erschrickt auch vor dem Leichtesten. Darnach müssen wir streben, daß Nichts uns unvermuthet sei. Und weil die Neuheit Alles schwerer macht, so wird Dir das beständige Denken daran den Vortheil gewähren, daß Du keinem Uebel gegenüber Neuling seist. „Sklaven haben mich verlassen." Einen Andern haben sie geplündert, einen Andern angeklagt, einen Andern gemordet, einen Andern verrathen, einen Andern mit Füßen getreten, einen Andern durch Gift, einen Andern durch Anschuldigung verfolgt. Alles, was Du sagen magst, ist Vielen schon begegnet. Nach der Reihe werden die Geschosse gegen uns gerichtet, welche zahlreich und manchfach sind.

---

*) Virgil. Aen. VI, 274 f.

Einige sind gezielt auf uns, einige fliegen unstet und treffen uns gerade am ehesten: einige streifen uns, welche Andere treffen sollen. Wundern wir uns über Nichts von dem, wozu wir geboren sind, was deßhalb Keiner beklagen soll, weil es für Alle gleich ist. So sage ich, es ist gleich: denn auch ein Unglück, dem Einer entgangen ist, hätte ihn treffen können; ein gleiches Recht ist aber nicht, was Alle erfahren haben, sondern was für Alle gegeben ist. Gleichmuth sollen wir der Seele gebieten, und ohne Klage die Steuern der Sterblichkeit entrichten. Der Winter bringt die Kälte mit sich: man muß frieren. Der Sommer läßt die Hitze zurückkehren: man muß schwitzen. Die Ungunst des Himmels greift die Gesundheit an: man muß krank sein. Auch ein wildes Thier wird uns irgendwo in den Weg laufen, und ein Mensch, verderblicher als alle wilden Thiere. Einiges wird uns das Wasser, Anderes das Feuer entreißen. Diesen Stand der Dinge können wir nicht ändern: das aber können wir, einen hohen und des tugendhaften Mannes würdigen Muth uns aneignen, womit wir das Zufällige tapfer ertragen und mit der Natur übereinstimmen. Die Natur aber regiert dieses Reich, das Du siehst, durch Wechsel. Dem Gewölke folgt heiterer Himmel. In Unruhe gerathen die Meere, nachdem sie geruht haben. Abwechselnd wehen die Winde. Auf die Nacht folgt der Tag. Ein Theil des Himmels steigt auf, ein Theil geht unter: auf den Gegensätzen ruht die ewige Dauer der Dinge. Nach diesem Gesetze soll unsere Seele sich richten: diesem folge, diesem gehorche sie. Und von Allem, was geschieht, glaube sie, daß es geschehen sollte, und wolle die Natur nicht meistern. Das Beste ist, zu ertragen, was man nicht besser machen kann, und dem Gotte, auf dessen Willen Alles erfolgt, ohne Murren nachzugehen. Ein schlechter Krieger ist, der dem Heerführer mit Seufzen folgt. Darum nehmen wir unverdrossen und munter die Befehle auf, und

verlassen nicht diese Bahn des herrlichen Werkes, in das alle unsere Begegnisse verflochten sind. Und also mögen wir Jupiter anreden, durch dessen Steuer der ganze Körper gelenkt wird, wie unser Kleanthes in den beredtesten Versen ihn anredet, welche in unsere Sprache zu übersetzen das Beispiel des beredten Cicero mir gestattet. Gefallen sie Dir, so wirst Du zufrieden sein; mißfallen sie Dir, so wirst Du Dich erinnern, daß ich darin dem Beispiel Cicero's gefolgt bin:

„O Vater und des Himmels Herrscher, führe mich,
„Wohin es Dir gefällt: ich folg' ohn' Aufenthalt
„Und Zögern. Wollt' ich nicht, so folgt' ich seufzend Dir,
„Und litt' als böse, was ich leiden konnt' als gut.
„Den Will'gen führt das Schicksal, schleppt den Sträubenden.*)

Also wollen wir leben, also sprechen: gerüstet und unverdrossen finde uns das Schicksal. Das ist ein hoher Sinn, der sich Gott ergibt; dagegen niedrig und unedel ist derjenige, der widerstrebt und von der Weltordnung übel denkt und lieber die Götter bessern will als sich.

---

*) Erhalten sind diese Jamben des Kleanthes bei Epiktet. Enchirid. LII.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

verlassen nicht diese Bahn des herrlichen Werkes, in das alle unsere Begegnisse verflochten sind. Und also mögen wir Jupiter anreden, durch dessen Steuer der ganze Körper gelenkt wird, wie unser Kleanthes in den beredtesten Versen ihn anredet, welche in unsere Sprache zu übersetzen das Beispiel des beredten Cicero mir gestattet. Gefallen sie Dir, so wirst Du zufrieden sein; mißfallen sie Dir, so wirst Du Dich erinnern, daß ich darin dem Beispiel Cicero's gefolgt bin:

„O Vater und des Himmels Herrscher, führe mich,
„Wohin es Dir gefällt: ich folg' ohn' Aufenthalt
„Und Zögern. Wollt' ich nicht, so folgt' ich seufzend Dir,
„Und litt' als böse, was ich leiden konnt' als gut.
„Den Will'gen führt das Schicksal, schleppt den Sträubenden. *)

Also wollen wir leben, also sprechen: gerüstet und unverdrossen finde uns das Schicksal. Das ist ein hoher Sinn, der sich Gott ergibt; dagegen niedrig und unedel ist derjenige, der widerstrebt und von der Weltordnung übel denkt und lieber die Götter bessern will als sich.

---

*) Erhalten sind diese Jamben des Kleanthes bei Epiktet. Enchirid. LII.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Seneca, Lucius Annaeus / Moser, Johannes / Haakh, Adolf,

Lucius Annäus Seneca des Philosophen Werke

Bd.: 16

Stuttgart 1851